

nunu

Die neue extreme Rechte und ihre seltsame Liebe zum Staat Israel • Eine neue, junge Generation orthodoxer Juden im Porträt • Hollywood und die Juden • Autor Felix Mitterer spricht über sein Stück „Du bleibst bei mir“

Ausgabe Nr. 45 (3/2011)

Tischri 5772

€ 3,-

www.nunu.at



**Ruth
Wodak**

Die Sprachwissenschaftlerin analysiert, wie die Radikalisierung der Sprache die Gesellschaft verändert. Ein Gespräch über das Attentat in Oslo und die Folgen.



IM ORIGINAL.
The New York Times
JETZT 4 WOCHEN GRATIS TESTEN.

Weltoffenheit.

Tag für Tag den Horizont erweitern. Der Qualitätsjournalismus des STANDARD lässt Sie die Welt immer wieder neu sehen. Zum Beispiel jeden Montag mit der Beilage der New York Times im originalen Layout und Wortlaut. Blättern Sie rein.



4 Wochen gratis lesen: derStandard.at/Abo oder 0810/20 30 40

Die Zeitung für Leserinnen

Die Freiheit ist stärker als die Angst

FOTO ©: RIGAUD



VON PETER MENASSE

Juli 2011. Ein Einzelgänger tötet auf der norwegischen Insel Utøya in einem beispiellosen Akt der Gewalt über neunzig junge Menschen. Im Internet deponiert er ein Pamphlet, das aus Textmodulen unterschiedlicher Herkunft zusammengesetzt ist. Er will die Welt wissen lassen, dass Europa vor „Marxismus und Islamisierung“ gerettet werden müsse und „multikulturelle“ Kräfte diesem Kampf als Feinde entgegenstünden. Unter den mannigfaltigen Verknüpfungen zu anderen Internet-Einträgen führt er auch Texte der FPÖ-Politikerin Elisabeth Sabaditsch-Wolff an.

Jetzt wird in politischen Kreisen, in Medien und Blogs auch in Österreich heftig darüber diskutiert, ob rechte Politiker, die menschenverachtende Ansichten vertreten, für das Attentat mitverantwortlich zu machen sind. Waren es die Inspirationen aus extremistischen Sprachbildern, war es diese ganze geschlossene Welt aus Hass und Herabwürdigung, die den Attentäter zur Handlung trieben, oder ist er schlicht ein psychisch Kranker, wie es ihn in allen Gesellschaften gibt? Ein Mann, der in eine irrealer Welt gekippt ist, die auch aus ganz anderen Versatzstücken hätte gebildet werden können. Eine dritte Position, zu finden bei rechten Bloggern, besteht darin, gleich den Migranten die Schuld daran zu geben, dass man gegen sie losschlagen müsse. Das kennen wir Juden gut, auch wir sind immer dafür verantwortlich gemacht worden, dass man uns vernichten müsse.

Diese letztere Position vertreten auch manche rechten Politiker, die vom Attentat durchaus angetan waren. So fand ein Europa-Abgeordneter der Lega Nord die Ideen Breiviks zu „100 Prozent richtig“ und meinte, dass es die Schuld der „Migranteninvasion“ sei, „wenn diese Ideen in Gewalt gemündet sind“. Jean-Marie Le Pen, Gründer der französischen Front National bezeichnete das Massaker als „Unfall“, der weniger schlimm sei, als die Naivität der norwegischen Regierung und Gesellschaft.

Die FPÖ hingegen wies alle Zusammenhänge empört von sich, auch wenn Heinz-Christian Strache im Wiener Wahlkampf noch ganz offensiv seine Partei in der Rolle von Kreuzrittern gegen die Türken positioniert hatte.

Im Interview mit NU weist die Sprachwissenschaftlerin Ruth Wodak (siehe Seite 10) auf eine ähnliche Diskussion in den USA

hin. Dort wurde nach einem Attentat auf die Senatorin Gabrielle Giffords darüber diskutiert, inwieweit die Hassreden der Politikerin Sarah Palin die Tat ausgelöst haben könnten.

Diesen Zusammenhang findet auch ein Kommentar der „New York Times“, in dem argumentiert wird, dass Breivik kein Einzelgänger sei. Seine Gewalt wäre in einem ganz speziellen europäischen, dem amerikanischen ähnlichen Umfeld entstanden, das durch wirtschaftlichen Abschwung, Arbeitslosigkeit, Ängste der Mittelklasse und einem hohen Niveau an Einwanderung gekennzeichnet sei. All das diene als Kulisse für das Heraufbeschwören des Gespensts einer muslimischen Übernahme. So würde ein politisches Klima geschaffen, das die Frustrationen zur politischen Rechten kanalisieren.

Wenn also Breivik mit Bestimmtheit ein psychisch instabiler, ein kranker Mensch ist, so lässt sich doch behaupten, dass der Humus für seine Tat in einer sich immer stärker entwickelnden, gesellschaftlichen Grundstimmung zu suchen ist. Es ist die Politik von Rechtsextremen, aber auch von konservativen Kräften, Ausländer als die große Bedrohung zu präsentieren und ihre Entfernung aus unserer Gesellschaft zu fordern oder in Regierungsfunktionen auch zu betreiben.

Vom Verunglimpfen zum Ausweisen, vom Vertreiben bis zum tätlichen Attackieren zieht sich eine gerade Linie. Oder anders: Wo Hetzer sind, finden sich auch Verhetzte. Gerade das hat die jüngere österreichische Geschichte deutlich gezeigt.

Als erfreulich kann gewertet werden, dass die rechtsextremen Parteien in Österreich sich von der Gewalt eindeutig distanzieren. Jetzt fehlte noch, dass sie den Wirrköpfen keinen ideologischen Rückhalt böten. Abrüstung der Worte wäre mehr als gekränkte Rechtfertigung immer dann, wenn sich das Unrecht erhebt.

Ein ganz anderes Klima, eines der Hoffnung, hat der norwegische König Harald V. angeboten, als er sagte: „Ich glaube weiterhin daran, dass die Freiheit stärker ist als die Angst. Ich glaube weiterhin an eine offene norwegische Demokratie und Gesellschaft. Und ich glaube weiterhin an unsere Fähigkeit, in unserem eigenen Land frei und sicher zu leben.“



FOTO ©: AUSSTELLUNGSMACHER

WIR FREUEN UNS

Auf die Ausstellung „BESA: Eine Sache der Ehre – Wie muslimische Albaner Juden retteten“, die ab 17. November im Theater Nestroyhof zu sehen ist. Die Ausstellung zeigt zwölf Porträts und die dazugehörigen Geschichten albanischer Muslime, die während der Schoah Juden vor der Vernichtung retteten. Ihre Hilfe gründete sich auf „BESA“ – einem ethischen Prinzip, das bis heute seine Gültigkeit in der albanischen Gesellschaft hat. BESA bedeutet „ein Versprechen halten“, Menschen in Not zu helfen, das Leben dieser zu schützen, ohne Rücksichtnahme auf die eigene Gefahr. Bis Januar 2010 wurden 69 Albaner von Yad Vashem als „Gerechte unter den Völkern“ geehrt.

WIR STAUNEN ÜBER

Die Nachrichtenhomepage des ORF, ORF ON, die den legendären Fußballer Matthias Sindelar als jüdischen Sportler bezeichnete. Sindelar, Kapitän



FOTO ©: APA

des österreichischen Wunderteams in der Zwischenkriegszeit, war tschechischer Abstammung und eher unpolitisch. Nachdem der „verjudete“ Profifußball verboten war, schaffte sich Sindelar mit dem Kauf eines Kaffeehauses ein zweites Standbein. Der Vorbesitzer, ein Jude namens Leopold Simon Drill, musste sein Kaffeehaus unter massivem Druck der Nazis aufgeben. Sindelar nutzte die Gunst der Stunde und erstand das „arisierte“ Kaffeehaus gegen eine Zahlung von 20.000 Reichsmark, was dem von der Vermögensverkehrsstelle veranschlagten Wert entsprach – allerdings hat Drill die Kaufsumme nie erhalten und wurde bald nach dem Abpressen des Cafés von den Nationalsozialisten im KZ ermordet.

WIR FRAGEN UNS

Was wurde aus der Idee, einen Eruv in Wien zu machen? Vor vier Jahren berichtete NU über die Initiative orthodoxer jüdischer Frauen, eine solche symbolische Begrenzung zu schaffen. Strenggläubige Juden dürfen am Schabbat (Freitagabend bis Samstagabend) nichts Privates, wie Kinderwagen oder Rollstuhl, in die Öffentlichkeit nehmen. Durch die Schaffung der symbolischen Stadtmauer – genannt Eruv – wird dieses Verbot umgangen, da das Areal innerhalb der Grenzen eines Eruvs zum privaten Bereich wird. Eruvim existieren in etlichen Großstädten

auf der ganzen Welt. Vor zwei Jahren meldete die „Wiener Zeitung“, dass die Verhandlungen im Laufen, aber schwierig seien. Das Wiener Eruv soll rund 35 Kilometer umfassen. Vom Südbahnhof ausgehend soll die virtuelle Grenze über den Gürtel bis Heiligenstadt, von dort das Donauufer entlang bis zur Ostbahnbrücke und entlang der Ostbahnstrecke wieder zurück zum Südbahnhof gezogen werden. Als Begrenzungen dienen überwiegend bereits vorhandene Landschaftsteile oder Bauwerke wie beispielsweise das Donauufer oder die ehemaligen Stadtbahnbögen. Auf insgesamt sieben Kilometern gibt es jedoch Lücken, die mittels Kunststoffdrähten geschlossen werden müssen. Hier scheint auch der Hauptgrund für die Verzögerungen zu liegen. Denn befestigt werden sollen die Drähte entweder an Licht- oder Straßenbahnmasten, wofür die Kultusgemeinde entsprechende Genehmigungen von der Magistratsabteilung 33 beziehungsweise den Wiener Linien braucht. Stellenweise müssten sogar eigene Masten errichtet werden, was auch die ÖBB und das Denkmalamt tangiere. Und seitdem? Stille. NU wird weiter berichten.

WIR EMPFEHLEN

Bücher von NU-Autoren. Diesmal: Barbara Tóth hat ein Gesprächsbuch mit dem tschechischen Außenminister Karl Schwarzenberg ver-

fasst. Religion, seine Beziehung zum Judentum spielt dabei eine wichtige Rolle. Das Werk mit dem Titel „Unterschätzen Sie nicht meine Boshaftigkeit“ ist im Residenz Verlag erschienen.





FOTO ©: DPA

SCHWERPUNKT NEUE RECHTE

SEITE 6



FOTO ©: JÜDISCHES MUSEUM WIEN

MYTHOS HOLLYWOOD

SEITE 31

COVER

Leitartikel Peter Menasse 3

Seltame Allianzen:
Die neue extreme Rechte
ist nicht mehr antisemitisch 6

Sprachwissenschaftlerin
Ruth Wodak im Interview
über Aufhetzung und Sprache 10

AKTUELLES

Kultusgemeinde: Eine neue
Generation an Bucharen
übernimmt die Macht 16

Theater: Autor Felix Mitterer über
sein neues Stück 20

Restitution: Georges Jorisch
über die späte Rückgabe zweier
Klimt-Bilder an ihn 22

Warschau: Besuch beim
einzigen koscheren Geschäft der
polnischen Hauptstadt 28

ZEITGESCHICHTE

Mythos Hollywood:
Wie Juden die Filmstadt prägten 31

Wissenschaft: Eine Dissertation
geht dem Schicksal blinder Juden
während der NS-Zeit nach 36

office@nunu.at

Nachruf: Die jüdische Musikerin
Amy Winehouse hinterlässt ein
kleines, feines Oeuvre 38

SERIE JÜDISCHE MUSEEN

Zu Besuch im jüdischen
Museum Melbourne 41

REZENSIONEN

Erschreckend: „Soldaten“
arbeitet Protokolle von
Wehrmachtsangehörigen auf 44

Beeindruckend: Der Debütroman
„Sag es mir“ erzählt eine jüdische
Familiengeschichte 46

Köstlich: Charles Lewinskys neues
Buch erzählt die wahre Geschichte
des Schauspielers Kurt Gerron 47

STANDARDS

Mammeloschn 48

Rätsel 49

Alltagsgeschichten 50

Engelberg 51

In eigener Sache 53

Unsere Autoren 54

Dajgezzen & Chochmezen 55

Impressum 56

www.nunu.at

Liebe Leserin, Lieber Leser,

mit dieser Ausgabe halten sie ein noch übersichtlicheres, schöneres und hoffentlich auch besseres NU in Ihren Händen. Vier Mal im Jahr bitten wir Blattkritiker zu unseren Redaktionssitzungen, meist Kollegen aus Funk, Fernsehen und Tageszeitungen. Sie sagen uns, was wir besser machen können. „Relaunch“ nennt man es in der Fachsprache, wenn ein Medienprodukt sein Aussehen adaptiert. Wir haben einen kleinen solchen hinter uns und ich möchte Ihnen kurz erklären, was unser Art Direktor Richard Kienzl verändert hat.

Sie finden in dieser Ausgabe beispielsweise erstmals einen Leitartikel, der das wichtigste Thema des Blattes kommentiert. Das Editorial, das Sie bis dato zu Beginn des Heftes lesen konnten, ist – deutlich gekürzt – neben das Inhaltsverzeichnis gerückt. Wenn Sie dieses aufmerksam anschauen, werden Sie auch feststellen, dass wir unsere Ressorts ein wenig überarbeitet haben. Neben dem Cover-Thema lesen Sie nun Artikel zu „Aktuelles“, „Zeitgeschichte“, „Rezensionen“ sowie unsere „Standards“. Damit wollen wir unsere Kernkompetenzen deutlicher machen: NU versteht sich als Magazin mit jüdischem Schwerpunkt, das wichtige Themen der Gegenwart kritisch beleuchtet, Geschichte reflektiert, Menschen zu Wort kommen lässt, die etwas zu erzählen haben – und das mit Analysen, Kommentaren und Humor aktuelle Debatten begleitet.

Ich hoffe, Sie finden Gefallen an unseren kleinen Neuerungen. Für Anregungen, Kritik und Vorschläge mailen Sie uns einfach an office@nunu.at. Wir freuen uns natürlich auch über Abonnementbeiträge und Spenden, die uns helfen, unsere Qualität und Unabhängigkeit zu wahren. Unsere Kontonummer finden Sie auf der letzten Seite dieser Ausgabe.

Viel Lesevergnügen wünscht

Barbara Tóth
Stellvertretende Chefredakteurin



Aus der Welt der neuen, rechtsaußen-Vordenker: Die Homepage „Gates of Vienna“, die an die Türkenbelagerung Wiens erinnert (oben), die FPÖ-Politikerin Sabaditsch-Wolff (l.) und der überall vorhandene „We support Israel“-Button

Seltsame Allianzen

Mit dem Antisemitismus haben viele Rechtsaußen-Parteien auch ihren Antisemitismus abgelegt. Israel gilt ihnen als Bollwerk gegen die islamische Welt. Manch bürgerlicher Denker sympathisiert mit diesen Ideen – aber auch Extremisten und Terroristen.

VON PETRA STUIBER UND BARBARA TÓTH

Der prominente deutsche Publizist Henryk Broder etwa. Oder ein Internetportal mit kruden Verschwörungstheorien und dem Titel „The Gates of Vienna“. Der niederländische Rechtsnationalist Geert Wilders sowieso. Und Anders Behring Breivik. Auf der Suche nach einer Erklärung für die terroristische Tat des Norwegers durchkämmten Medien, Polizei und Analysten seine

über tausend Seiten lange Rechtfertigungsschrift und fanden viele prominente Namen aus den unterschiedlichsten europäischen Ländern.

Bei aller offensichtlichen Verwirrtheit, die Breivik in seinem Pamphlet zur Schau stellte, ist es dennoch ein bezeichnendes Dokument. Breivik hat auf der Suche

nach einer Basis für sein Tun das Internet nach allem, was nach Antisemitismus riecht, durchkämmt – und dabei, unfreiwillig oder nicht, eine erschreckende Dokumentation mitgeliefert.

Breiviks Machwerk zeigt nämlich, dass Antisemitismus kein Phänomen der extremen Rechten mehr ist, sondern in der Mitte der Ge-



Der norwegische Blogger „Fjordman“ gehört zu den Helden der Szene. Der Attentäter von Oslo zitiert ihn ausführlich.

sellschaft angekommen. Vor allem auch, weil jene Parteien, die die Ängste gegen den Islam am stärksten schüren, inzwischen auf ein älteres, bewährtes Feindbild verzichten: Israel und das Judentum. In der verqueren Logik der neuen europäischen Rechtsparteien gilt Israel plötzlich als Verbündeter im Kampf gegen die Islamisierung, als letztes Bollwerk Europas gegenüber der fremden Macht. Was aber bedeutet das, wenn Parteien wie die Front National, Vlaams Belang oder FPÖ mit Judenfeindlichkeit plötzlich nichts mehr zu tun haben wollen und dafür lieber Israel vor dem Islamismus beschützen wollen?

„Das Geschäft mit der Angst wird weitergeführt – dazu läuft es zu gut“, meint der Rechtsextremismus-Experte des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstands (DÖW), Heribert Schiedel. Insgesamt 70-mal hat sich Breivik in seinem Konvolut auf Österreich bezogen. Schiedel hat sich die Stellen genau angesehen, besonders jene, in denen Breivik auf eine „Wiener Schule“ verweist. Der geständige Attentäter zitierte dabei vor allem den Anti-Islam-Blog „Gates of Vienna“ und artverwandte Beiträge.

Eine rechtsgerichtete „Wiener Schule“ im wissenschaftlichen Sinne sei das freilich nicht, sagt Schiedel. Vielmehr handle es sich um eine „neue, elitäre Ausformung der politischen Rechten, die esoterisch angehaucht ist“. Dazu gehört etwa auch der von Breivik als „Mentor“ bezeichnete norwegische Rechts-Blogger Peder Jensen, der unter dem Pseudonym „Fjordman“ jahrelang gegen die vermeintliche „Islamisierung Europas“ gehetzt

hatte und sich nun erschüttert gibt. Oder der britische Blogger Paul Ray, ehemaliger Anführer der „English Defence League“, die gegen Zuwanderer hetzt, den Breivik in seinem Manifest ebenfalls als „Inspiration“ bezeichnete.

Die Vertreter dieser selbsternannten „Wiener Schule“ glaubten an die Apokalypse, verursacht vom Islam. Insofern seien die „Counter-Dжихadisten“ auf den ersten Blick eben nicht antisemitisch – im Gegenteil, sie suchten sogar den Kontakt mit der Rechten in Israel, „weil sie Israel als letzte Speerspitze des Westens gegen den Islam ansehen“ (Schiedel).

Vor einem Jahr veröffentlichten Heinz-Christian Strache, Vlaams-Belang-Vorsitzender Filip Dewinter, Kent Ekeroth von den „Schwedendemokraten“ und andere rechtslastige Vertreter anlässlich einer gemeinsamen Konferenz in Israel die „Jerusalemener Erklärung“. Darin legten sie die neue Marschrichtung fest. „Israel als einzige wirkliche Demokratie im Nahen Osten ist uns wichtiger Ansprechpartner in dieser bewegten Weltregion. (...) Ohne jede Einschränkung bekennen wir uns zum Existenzrecht des Staates Israel innerhalb sicherer und völkerrechtlich anerkannter Grenzen. Ebenso ist das Recht Israels auf Selbstverteidigung gegenüber allen Aggressionen, insbesondere gegenüber islamischem Terror, zu akzeptieren“, verlautbarten sie. Und nicht ohne Absicht beriefen sich die Rechtsaußen-Politiker in der Erklärung dann auch auf ihr Glaubensmanifest, in dem das Wort „jüdisch“ nicht mehr fehlen darf. Sie stünden für den „Wertekanon der westlichen Zivilisation, der auf dem geistigen

Erbe der griechisch-römischen Antike, der jüdisch-christlichen kulturellen Werte, des Humanismus und der Aufklärung basiert“. Der Feind, das sei, „nachdem die totalitären Systeme des 20. Jahrhunderts überwunden wurden“, nun der „fundamentalistische Islam“.

Gleichwohl werden in dieser Erklärung auch die „Juden im Exil“ erwähnt, die nicht in Israel leben. „Das ist eine Instrumentalisierung und Kategorisierung, die sehr wohl antisemitische Anklänge hat“, sagt Experte Schiedel, denn damit werde indirekt auch klargemacht, dass Juden in Israel – und nirgendwo sonst – zu leben hätten.

Absurderweise seien die muslimischen Dжихadisten und die christlich-fundamentalistischen Anti-Dжихadisten genau in dem Punkt, den Nahost-Konflikt ausschließlich als religiöse Auseinandersetzung zu sehen, einer Meinung.

Getragen werde die Bewegung vom „rechten Flügel des Konservatismus, in Österreich von der Braunzone der ÖVP“, analysiert Schiedel, „wir sprechen von Rechts-Konservatismus, nicht von Rechtsradikalen im herkömmlichen Sinn.“ Lange habe die Wissenschaft geglaubt, diese gebildeten, intellektuell argumentierenden Leute, oftmals Akademiker und auch an Universitäten tätig, seien schon unter Jörg Haider zur FPÖ abgewandert. „Da haben wir uns geirrt“.

Auf „Gates of Vienna“ ist auch Elisabeth Sabaditsch-Wolff aktiv. Die österreichische Diplomaten-Tochter, die in den 90er-Jahren für den damaligen Vizekanzler Wolfgang Schüssel arbeitete und sich in den letzten Jahren in diversen



Auch der deutsche Publizist Henryk Broder wurde vom Osloer Attentäter zitiert – und fand sich in einer erhitzten Debatte darüber wieder, wer aller antiislamische Reessentiments produziert und wie sehr sie in der Mitte der Gesellschaft angekommen sind.

rechten Foren und bei Parteiveranstaltungen europäischer Rechter als „Islam-Gegnerin“ hervortat (und wegen Herabwürdigung der Religion nicht rechtskräftig zu einer Geldstrafe verurteilt wurde), hatte Straches Jerusalem Reise mit eingefädelt. Sie koordiniert das „Netzwerk Karl Martell“, das alle islamfeindlichen Organisationen bündeln soll.

Breiviks Kontakte sind verwirrend. Denn er pflegte offenbar auch Umgang mit „klassischen“ Neonazis – und die verachten die neuerdings Israel-affinen Rechtskonservativen, denen Breivik huldigte. Anti-Djihadisten seien, nach Neonazi-Meinung, nicht konsequent genug in ihren Schlüssen, erklärt Schiedel: Denn die sind davon überzeugt, Muslime würden nur „vorgeschickt“, um das Europa der Ethnien zu zerstören – und zwar von den „Globalisten“, hinter denen niemand anderer stecke als die „amerikanische Ostküste“. Schiedel: „Globalisten ist ein antisemitischer Code. Er bedeutet, die Juden steckten hinter der Islamisie-

rung.“ Unlogisch sei das in dieser Denk-„Schule“ nicht, glaubt Schiedel. „Dahinter steckt die Verschwörungstheorie, das ‚internationale Kapital‘ wolle alle gleichmachen, um billige Sklavenarbeiter zu bekommen, die man dann nach Belieben unterdrücken kann.“

Neonazis, die extreme Rechtspolitiker für ihre Israelzuneignung verachten, Rechtsaußen-Politiker, die sich mit Israel verbrüdernd und anderen, ohne mit der Wimper zu zucken, vorwerfen, sie seien Antisemiten – die neuen Allianzen in der Welt der Ideologien sind gewöhnungsbedürftig. Mit dem Satz „Ich liebe Hitler“ sorgte der britische Designer und Wahlfranzose John Galliano für einen Skandal. Wer verurteilte ihn scharf? Ausgerechnet die französische Politikerin Marine Le Pen, Vorsitzende der allgemein als rechtsextrem eingestuften französischen Partei Front National. „Untragbar“ nannte sie sein Verhalten.

Was steckt hinter dieser Kehrtwendung der europäischen Rechten? Hat

Antisemitismus als politischer Faktor in Westeuropa ausgedient? Rabbi Arthur Hertzberg, einstiger Vizepräsident des Jüdischen Weltkongresses und Autor von Standardwerken über den Antisemitismus, erklärte es dem Nachrichtenmagazin „profil“ so: „In der mehr oder minder geschlossenen weißen und christlichen Welt hatte das Feindbild Jude eine ganz konkrete Funktion. Die jüdische Religion war die konkrete Negation des Christentums. In den mittlerweile ethnisch durchmischten und säkularisierten Gesellschaften hingegen verliert der Jude seine zentrale Stellung als Feindbild.“ Nicht mehr Antisemitismus dient als sinnstiftende Abgrenzungsideologie, sondern der Antiislamismus, (das hat die populistische Rechte als erstes erkannt) eignet sich dafür viel besser. Mehr noch: Wer sich heutzutage immer noch antisemitischer Stereotypen bedient, entlarvt sich als vorgestrig, nicht mehr auf der Höhe der Zeit.

Jörg Haider hatte das früh erkannt. Politisch groß geworden war er damit, dass er immer wieder gezielt antisemitische Codes aussandte; Botschaften, die von der Wehrmachtsgeneration bis zu der von ihr noch geprägten Enkelgeneration verstanden wurden, der offiziellen österreichischen Geschichtsdarstellung zum Trotz. Inzwischen ist diese Tradition der innerfamiliären Geschichtsprägung weitgehend erloschen. Später schwenkte Haider dann um, auf das Schüren von Ängsten gegenüber Fremden ganz generell. Zeitzeugen sind in den seltensten Fällen noch am Leben, der Zweite Weltkrieg ist für einen erstmals wahlberechtigten 16-jährigen Österreicher in etwa so weit entfernt wie der Erste

Heinz-Christian Strache mit Vlaams-Belang-Vorsitzender Filip Dewinter und Kent Ekeroth von den „Schwedendemokraten“



„Um die Zirkel radikaler Spinner bildeten sich konzentrische Kreise normaler Bürger“, wirft Autor Robert Misik Autoren wie Broder vor. „Sie vertreten zwar nicht alle Postulate der Moslemhasser, doch teilen manche ihrer Meinungen und tolerieren selbst die bizarrsten Wortmeldungen.“



Weltkrieg für seine Elterngeneration, Israel ein Land, das er auf der Landkarte im Idealfall zuordnen kann und das Wort „Jude“ ist ihm vielleicht noch ein wenig peinlich, aber lange nicht mehr so sehr, wie es seinen Eltern noch vor 30 Jahren war. Der muslimische Bub, der neben ihm in der Schule sitzt, der aber ist real.

Islamophobie und Antiislamismus haben für ihre Vertreter außerdem einen enormen Vorteil gegenüber dem Antisemitismus: Sie sind gesellschaftlich nicht annähernd so geächtet, die Sensibilisierungsschwelle ist niedrig. Mit kaum einer anderen Botschaft dringen rechte Politiker so mühelos in die Mitte der Gesellschaft vor. Nur zwei Beispiele: Den Satz „So führt eine direkte Linie von der Al Kaida im Irak und der Intifada in Palästina zu den Jugendlichen mit ‚Migrationshintergrund‘ in Neukölln und Moabit“ stammt nicht von Le Pen, Wilders oder Strache, sondern vom bereits erwähnten jüdischen Publizisten Henryk M. Broder. Die Aussage, der Islam sei „ein destruktiver, nihilistischer Todeskult“, traf nicht ein Untergrund-Rechter, sondern die in Somalia geborene Feministin und Intellektuelle Ayan Hirsi Ali. Ähnliches lässt sich auch in den Büchern des SPD-Mitglieds Thilo Sarrazin, ehemaliger Finanzsenator von Berlin und Ex-Vorstandsmitglied der Deutschen Bundesbank, nachlesen.

Bleibt die Frage: Wie bekämpft man diese Entwicklung, die der österreichische Publizist Robert Misik einmal so beschrieb: „Aufgrund von 9/11 und angesichts der Veränderungen unserer Gesellschaften durch Migration wurden antiislamische Ressentiments nicht

nur verbreiteter, sondern auch hoffähiger. Um die Zirkel radikaler Spinner bildeten sich konzentrische Kreise normaler Bürger, die zwar nicht alle Postulate der Moslemhasser vertreten, doch manche ihrer Meinungen teilen und selbst die bizarrsten Wortmeldungen tolerieren. Durchaus angesehene Zeitungen gaben ihnen Raum, ihre Positionen zu vertreten.“ Die „Frankfurter Rundschau“ sieht in Broders



Anders Behring Breivik, der Attentäter von Oslo, ging als erster anti-muslimischer Terrorist in die Geschichte ein.

Schriften sogar das „Entrebillet für den aggressiven Antiislamismus“. Misiks Forderung: Man sollte „Broder & Co. nicht einfach so damit durchkommen lassen.“

Eine Aussage, die zu einer zum Teil an den Grenzen der Polemik und des guten Geschmacks geführten Auseinandersetzung zwischen Misik und Broder führte, ein publizistischer Schwertkampf, der die Feuilletons bewegte, aber vermut-

lich an den meisten Wählern Straches und seiner politischen Gesinnungsbrüder in anderen Ländern vorbeiging.

Dass sich auch die FPÖ-Politikerin Sabaditsch-Wolff, wie „Fjordman“ oder der Brite Paul Ray, vom Osloer Attentäter Breivik, dem Verehrer der „Wiener Schule“, distanzieren, tue nichts zur Sache, meint Rechtsextremismus-Experte Schie-

del. Auch er befindet – wie Misik – man könne es sich nicht „so leicht machen“: „Diese Leute führen einen paranoiden Diskurs. Und dieser Diskurs hat einen paranoiden Täter strukturiert und seinem Verfolgungswahn ein Gefäß gegeben.“

Wer diesen Diskurs weiterführe, sagt der Experte, „kann nun, nach Oslo, nicht mehr sagen, er habe nicht gehaut, wohin das führen kann.“

COVER



„Das ist als Aufhetzung zu verstehen“

Die Sprachwissenschaftlerin Ruth Wodak untersucht in ihren Studien die Entwicklung der Sprache als Symptom und Symbol für gesellschaftliche Entwicklungen. NU hat mit ihr wenige Tage nach dem Attentat von Norwegen gesprochen.

VON PETER MENASSE (INTERVIEW) UND PETER RIGAUD (FOTOS)

NU: Sie stammen aus einer jüdischen Familie. Erzählen Sie uns doch ein wenig über Ihre Wurzeln.

Wodak: Meine Eltern sind beide 1938 aus Wien geflüchtet und haben sich später im Exil in England kennengelernt. Mein Vater war immer schon ein sehr politischer Mensch, zunächst bei der Sozialdemokratischen Partei und dann bei den Revolutionären Sozialisten (RS) engagiert. Er ist über schwierige Umwege nach England gekommen. Meine Mutter hatte das Glück, eine Einladung als Putzfrau zu bekommen. Sie fuhr mit ihrem „affidavit“ (Anm.: „beglaubigte Bürgerschaftserklärung“) mit dem Zug relativ unbelästigt nach England, weil sie anscheinend nicht so aussah, wie sich die Nazis eine Jüdin vorstellten.

Ihre Kernfamilie ist also relativ gut durch die Schoah gekommen?

Meine Mutter hatte in Wien äußerst traumatische Erlebnisse. Sie wurde aus der Uni geworfen, wo sie in Chemie bei Prof. Mark und bei Prof. Kratky ihre Dissertation begonnen hatte, und musste alle ihre Unterlagen liegen lassen. Dann hat man sie mehrmals gezwungen, „Straße zu waschen.“ Die Bilder solcher Aktionen sind ja bekannt, aber es gibt nur wenige autobiografische Schilderungen

von Menschen, die dies tatsächlich erlebt haben. Sie hat mir das immer wieder erzählt und es war für mich wirklich schlimm zu hören, dass die eigene Mutter zu solch einer demütigen Handlung gezwungen wurde.

Und wie ist es ihr in England ergangen?

Nach einer schwierigen Anfangszeit hatte sie dann das Glück, eines von ganz wenigen Stipendien zu bekom-

men, die von der britischen Regierung an Flüchtlinge ausgegeben wurden. Was die Engländer im Übrigen zu meinem Bedauern heute nicht mehr machen. Sie konnte ihre Dissertation in Manchester zu Ende führen und hat in der Folge mit vielen anerkannten Chemikern, darunter auch mit dem späteren israelischen Ministerpräsidenten Chaim Weizmann zusammengearbeitet. Sie wollte eigentlich nicht mehr nach Wien zurück,



NU-Chefredakteur Peter Menasse im Gespräch mit Ruth Wodak im Café Engländer.

Die Biografie meiner Eltern hat mich natürlich sehr geprägt. Bei uns wurde während jeder Mahlzeit über Geschichte geredet, wobei mein Vater gerne endlos doziert und erklärt hat. Ich bin mit Politik und Geschichte groß geworden.

ist aber meinem Vater zuliebe doch wieder hergekommen. Er verstand sich als Teil einer Wiederaufbaugeneration, betrat österreichischen Boden noch als englischer Soldat und wurde dann in den österreichischen diplomatischen Dienst aufgenommen. So bin ich also, wiewohl in London geboren, kurz nach meiner Geburt nach Wien verfrachtet worden. Die Biografie meiner Eltern hat mich natürlich sehr geprägt. Bei uns wurde während jeder Mahlzeit über Geschichte geredet, wobei mein Vater gerne endlos doziert und erklärt hat. Ich bin mit Politik und Geschichte groß geworden.

Wie ist es mit der Jüdischkeit heute? Haben Sie irgendeine Beziehung zur Religion?

Ich bin im Jahr 2000 sehr bewusst in die Kultusgemeinde eingetreten. Meine Eltern haben mich nie eingeschrieben, weil sie meinten, mich so beschützen zu können, wenn wieder etwas passieren sollte. Mein Beitritt will heißen, dass ich mich einer Schicksalsgemeinschaft zugehörig fühle, weniger einer religiösen Gemeinschaft.

Das heißt, Sie feiern auch keine jüdischen Feste?

Nein, wenn ich zu Festen eingeladen werde, gehe ich natürlich gerne hin, aber ich veranstalte das nicht. Ich habe dazu auch nichts im Elternhaus gelernt. Es wurde alles von mir ferngehalten. Mein Zugang zum Jüdischsein ist auch stark mit der Sprache verbunden. Ich selbst kann nicht Jiddisch, aber die Lieder und Witze sind für mich ganz wichtig. Mit denen bin ich auch aufgewachsen. Mein Vater war ein großer Witzeerzähler und hat stundenlang Gesellschaften unterhalten können. Der Witz als Mittel zum Überleben, Humor ganz allgemein, sind mir sehr wichtig. Das verbindet uns als Schicksalsgemeinschaft, so unterschiedlich wir auch sein mögen.

Jetzt sind Sie wieder in Ihr Geburtsland zurückgekehrt und unterrichten an der Universität von Lancaster. Wie fühlt sich das an?

Ja, ich arbeite während des Studienjahrs in England und verbringe die restliche Zeit mehr oder weniger in Österreich. Ich arbeite auch noch ein wenig an der Uni Wien und betreue

eine kleine Gruppe von Dissertanten und Diplomanden.

Ist die Arbeit an der englischen Universität vergleichbar mit jener in Österreich?

An britischen Unis herrscht eine ganz andere Einstellung zur Lehre und Forschung als hier. Das ist leicht erklärbar, denn Studierende zahlen hohe Studiengebühren und erwerben damit ein Anrecht darauf, dass man sich Ihnen widmet. Sie haben sozusagen den Status von zahlenden Konsumenten. Daher ist alles sehr klar und strikt organisiert und die Studenten haben auch das Recht, sich zu beschweren. Wir Professoren dienen dazu, sie zufrieden zu stellen. Die An- und Abwesenheiten außerhalb der Unterrichtszeiten für uns Lehrende sind recht flexibel, solange man ständig erreichbar ist. Und es gibt genau vorgeschriebene Termine für das Korrigieren von Prüfungsarbeiten. Da ist man unglaublich rigide, anders als das teilweise gehandhabte Laisser-faire an den österreichischen Universitäten. Dieser Dienstleistungscharakter der Unis hat natürlich auch seine Vor- und Nachteile. Der Vorteil ist, dass alles wesentlich besser organisiert ist und die Verbindlichkeiten auf beiden Seiten größer sind. Der Nachteil ist, dass es bei manchen Professoren eine Noteninflation gibt, weil sie ihre Studenten nicht verärgern wollen. Man kennt diese Tendenz, die Studenten besonders nett zu behandeln, auch in den USA als „inflation of marks.“ Da muss man eine bessere Balance finden.

Sie sind Sprachwissenschaftlerin. Welche Sprachen sprechen Sie selbst?

Ich spreche natürlich Englisch und Deutsch fließend. Französisch lese ich sehr gut. Früher habe ich gut Russisch gesprochen, das ist irgendwo hinten in meinem Kopf versteckt, und wenn ich wieder hinführe, käme es wieder



Natürlich kann ich nicht beweisen, dass aufgrund einer Rede oder eines Posters wie jenes vom BZÖ „Wir säubern Graz“ irgendein Roma oder Jude oder ein Pole niedergeschlagen wurde. Aber solche infamen Aussagen tragen atmosphärisch zu einer Verrohung der Einstellungen und Sprache bei und reproduzieren Vorurteile.



WORDRAP

Ruth Wodak über ...

Volk? Der Begriff „Volk“ ist neutral im Sinne von Demokratie, das Recht geht vom Volk aus und so weiter. Es ist natürlich aber auch besetzt mit sehr rechtslastigen Bedeutungen wie Volksgemeinschaft und Ähnlichem.

Deutsche Sprache? „Deutsche Sprache“ ist interessant, weil es natürlich die Muttersprache ist und ich weiterhin sehr gerne auf Deutsch schreibe, obwohl es andere Kolleginnen und Kollegen nicht mehr machen. Es gibt aber auch den Sprachpurismus und die Debatten darüber, ob die deutsche Sprache untergeht.

Islamismus? „Islamismus“ ist ein inflationär gebrauchter Begriff, im Prinzip meint er den radikalen sowie den fundamentalistischen Islam. Er wird aber in den Medien und in der Alltagssprache oft auch auf alle Muslime angewendet. Dann sind plötzlich alle Islamisten und das ist dann ein sehr negativer Begriff.

zu Tage. Mein Vater arbeitete sechs Jahre als Botschafter in Moskau und ich habe Slawistik im Nebenfach studiert. Da ich in Belgrad aufgewachsen bin, kann ich auch das, was früher Serbokroatisch hieß und jetzt völlig absurder Weise in zwei Sprachen geteilt wurde. Ein bisschen Italienisch verstehe ich auch.

Kommen wir zur sprachlichen Entwicklung der Gesellschaft. Gibt es zuletzt in Österreich identifizierbare Veränderungen der Sprache, wo Sie sagen, daran kann man deutlich sehen, wie sich die Gesellschaft verändert?

Ich glaube, das lässt sich nicht verallgemeinern, das ist in unterschiedlichen Bereichen sehr verschieden. Wir haben gerade eine Pilotstudie gemacht, ein Mitarbeiter von mir, Dr. Markus Rheindorf, und ich, ob sich die deutsche Sprache in Österreich verändert. Es wurden als Medien die APA, die „Kronen Zeitung“ und die „Presse“ analysiert, sowie Mission Statements im Netz und in Broschüren von großen Unternehmen, wie etwa der Voest oder des Verbundkonzerns. Es ist das natürlich keine repräsentative, aber doch gut fundierte Studie, die geeignet ist, Tendenzen aufzuzeigen. Wir haben unter anderem festgestellt, dass die Zeitungssprache verflacht. Das erkennt man aus ganz einfachen Indikatoren. Die Sätze werden kürzer, sind weniger komplex, es wird kaum argumentiert, es wird eher beschrieben und das sowohl in der „Kronen Zeitung“ als auch in der „Presse“. Nur bei den Kultur- und Wissenschaftsjournalisten lässt sich diese Verflachung nicht konstatieren.

Geht die deutsche Sprache jetzt also unter?

Dieser Sprachpessimismus ist sehr beliebt, also dass aufgrund des Fernsehens und der Neuen Medien die Kinder nicht mehr lesen lernen. Man kann das so nicht sagen, es stimmt einfach nicht. Die Sprache wird teilweise bunter, teilweise verflacht sie und teilweise kommen viel mehr englische Begriffe hinein. Auch die Sprache der Politik hat sich in diese Richtung hin geändert und da spielen die Medien, hier vor allem das Fernsehen eine große Rolle. Weil, wenn man im Interview genau dreißig Sekunden Zeit für ein Statement hat, dann kann man nicht unglaublich viel erklären und argumentativ ein Programm darlegen, sondern es geht ruck, zuck, also um „Soundbites,“ kleinste Informationsshappen. Man kann beobachten, dass sich die Politik immer mehr auf solche Bilder und Soundbites reduziert.

Anhand welcher Aussagen analysieren Sie dann aber die Entwicklungen in der Politik?

Alles, was programmatisch und ausführlicher argumentiert ist, ist heute in andere Textsorten verbannt. Das findet sich in längeren Interviews, die nicht gerade in der besten Sendezeit im TV laufen. Oder man kann Argumente in Blogs lesen, was oft spannende Aufschlüsse ermöglicht oder man studiert Parteiprogramme. Es ist interessant zu lesen, wie Leute in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden wollen. Auch Reden sind ein gutes Material, um sich ein Bild zu machen.

Der Erfolg von Politikern ist also sehr stark von ihren Kurzbotschaften abhängig?

Wenn Politiker keine „media personalities“ sind, dann können sie nicht reüssieren. Ein gutes Beispiel, jetzt nicht aus Österreich, sondern aus England, ist Gordon Brown, der von vornherein keine Chance hatte. Seine linke Gesichtshälfte ist wegen einer Augenkrankheit aus der Pubertät gelähmt. Daher ist das Gesicht immer so verzerrt und er kann nicht lächeln. Keine Chance somit gegen Tony Blair, der ein absoluter Medienkünstler war, wie im Übrigen auch David Cameron einer ist. Brown hat folgerichtig in den TV-Debatten, die erstmalig in England im Jahr 2010 stattgefunden haben, verblüffend schlecht abgeschnitten. Er hat einfach zu ausführlich argumentiert und verloren, obwohl er inhaltlich sicher am meisten zu bieten hatte.

Welche anderen Entwicklungen in der Politik können Sie beschreiben?

Neben der Verflachung und Verkürzung ist auch eine Radikalisierung zu beobachten. Meines Erachtens gibt es auch hier nicht eine einzige Erklärung. Das ist eine internationale Erscheinung. Wenn wir jetzt über das Attentat in Norwegen reden, das uns alle so betroffen macht, musste ich an den Anschlag denken, bei dem die Senatorin Gabrielle Giffords so schwer verletzt wurde und der von vielen im Zusammenhang mit den Hassreden der Politikerin Sarah Palin gesehen wurde.

Im Radio hat ein deutscher Sozialwissenschaftler genau zu diesem Thema

Der Witz als Mittel zum Überleben, Humor ganz allgemein, sind mir sehr wichtig. Das verbindet uns als Schicksalsgemeinschaft, so unterschiedlich wir auch sein mögen.

nicht über Sarah Palin gesprochen, sondern über Heinz-Christian Strache.

Wir haben das schon vor vielen Jahren aufgezeigt, dass unter Haider und unter Strache die FPÖ-Rhetorik aufhetzend ist, wobei sich kein kausaler Zusammenhang zu konkreten Taten herstellen lässt. Natürlich kann ich nicht beweisen, dass aufgrund einer Rede oder eines Posters wie jenes vom BZÖ „Wir säubern Graz“ irgendein Roma oder Jude oder ein Pole niedergeschlagen wurde. Aber solche infamen Aussagen tragen atmosphärisch zu einer Verrohung der Einstellungen und Sprache bei und reproduzieren Vorurteile. Im letzten Wiener Wahlkampf hatten wir ja nicht nur das „Wiener Blut,“ ein absolut rassistisches Poster der FPÖ, sondern auch den Cartoon mit dem Buben Mohammed, der unverhüllt eine direkte Aufforderung zum Steine-Schleudern enthielt. Auch wenn die FPÖ sagt, dass das fiktiv wäre, so ist das – meine ich – als Aufhetzung zu verstehen. Ähnliches findet man in Ungarn, dort sind ja einige Roma getötet worden, auch Juden. Ebenso in Polen, in Russland, in den baltischen Ländern oder in Holland.

Gibt es solche Entwicklungen auch in Israel?

Also in Israel habe ich weniger Zugang zu den Medien, weil ich nicht Hebräisch kann, aber von dem, was ich aus „Haaretz“ und der „Jerusalem Post“ zu lesen bekomme und auch von Freunden höre, gibt es Rechtsradikalismus und Fundamentalismus natürlich dort auch. Angeblich hat sich der Attentäter aus Norwegen unter anderem nicht nur auf Österreich und auf einen amerikanischen Dschihad, was immer das auch sein mag, sondern auch auf rechtsradikale Israelis bezogen.

Ist eine Sprachwissenschaftlerin so kontrolliert, dass sie Verallgemeine-

rungen vermeiden kann? Sagen Sie so etwas wie, „die Moslems“, oder „die Dicken“, „die Radfahrer?“

Nein, so kontrolliert kann niemand sein – und es ist wissenschaftlich belegt, dass man die Komplexität ständig reduzieren muss, um überleben zu können. Wir brauchen die Verallgemeinerung. Aber wir müssen klarerweise sehr vorsichtig sein, wenn mit Verallgemeinerungen bestimmte Eigenschaften einer scheinbar homogenen Gruppe zugeschrieben werden. Dann dienen sie nämlich dazu, ein starres Schema zu forcieren, das dann sehr schwer wieder zu ändern ist. Wobei das bei Jugendlichen noch ganz gut geht. Aber bei eingefleischten Vorurteilen ist es kaum mehr möglich, diese zu ändern. Wir finden dann häufig zwei Reaktionen. Wenn wir eine positive Geschichte zeigen, sagt man, es handle sich um eine Ausnahme, dann ist eben dieser Eine nett, der eine Jude oder der eine Türke. Und eine negative Geschichte bestätigt nur das Vorurteil. Wenn wir auf die Sprache der Politik zurückkommen, so erleben wir das immer wieder. Der „Mohammed“ steht für alle Türken, eine verschleierte Frau für alle muslimischen Frauen usw. Das setzt sich dann natürlich fest. Klarerweise entfaltet das auch konkrete Wirkungen, aber nicht eine unmittelbare, kausale. Darum können Politiker immer sagen: „Na ja, beweisen könnt ihr uns nicht, dass eine Tat unmittelbar mit unseren Worten in Verbindung steht.“ Und doch ist es leicht vorstellbar, welche Assoziationen auftreten, wenn wir an das BZÖ-Plakat mit der Aufschrift „Wir säubern Graz – Wir fegen das Übel aus der Stadt“ denken. Das ist eine indirekte Aufforderung, die in ihrer Eindeutigkeit wohl kaum mehr zu überbieten ist, nämlich, dass bestimmte Gruppen von Menschen quasi aus der Stadt „weggefegt“ gehören. Ganz abgesehen davon, dass ich aufgrund meiner Sozialisation eine paradoxe

Wendung wahrnehme: Die Juden hat man mit der Zahnbürste die Straße putzen lassen, jetzt putzen wir feinen Politiker im weißen Hemd mit dem Besen das Böse von den Straßen weg. Gegen solche Bilder sollte sich die Gesellschaft wehren.



RUTH WODAK

ist Sprachwissenschaftlerin und unterrichtet an der Universität Wien sowie an der Lancaster University, England. Sie zählt zu den wichtigsten VertreterInnen der kritischen Diskursanalyse.

1996 erhielt sie den Ludwig-Wittgenstein-Preis, die höchstdotierte österreichische Auszeichnung für unabhängige Forschungsarbeit. Sie bildete und finanzierte mit diesem Geld ein Team, das sich mit dem Thema „Diskurs, Politik, Identität“ auseinandersetzte. Das Ergebnis nach sechs Jahren: etwa 40 Bücher und ca. 200 publizierte wissenschaftliche Aufsätze.

Ihre jüngste Publikation: Ruth Wodak: „The Discourse of Politics in Action: Politics as Usual.“ (2nd revised edition, paperback). Basingstoke: Palgrave 2011.

Mehr Informationen unter:
Bernhard Kusche: „Die Wodaks – Exil und Rückkehr. Eine Doppelbiografie.“ Wien: Braumüller 2008.
<http://www.ling.lancs.ac.uk/profiles/265>
http://de.wikipedia.org/wiki/Ruth_Wodak
<http://www.wittgenstein-club.at>

ALLES ANDERE
KÖNNEN SIE
ÜBERFLIEGEN.



DiePresse.com



Martin Engelberg, Isaak Malaiev, Chanan Babacsayv, Moshe Matatov, Gaby Borochoy (v. l. n. r.)

„Ja, wir fühlen uns hier zu Hause“

Eine neue Generation bucharischer Juden übernimmt das Ruder in ihrer sehr eng verbundenen Gemeinde. NU hat ihre Protagonisten getroffen und porträtiert.

VON MARTIN ENGELBERG (TEXT) UND JACQUELINE GODANY (FOTOS)

Die Eltern und Großeltern emigrierten zumeist in den 1970er-Jahren aus der damaligen Sowjetunion nach Israel. Aus den unterschiedlichsten Gründen strandete dann ein Teil von ihnen später in Wien. Deren Kinder, sie bezeichnen sich als die Zweite Generation, sind entweder schon in Österreich geboren, jedenfalls hier aufgewachsen, sind heute zwischen 30 und 50 Jahre alt

und haben sich beruflich weitgehend etabliert. Jetzt übernehmen sie zunehmend auch das Ruder in ihrer sehr eng verbundenen Gemeinde, deren Mitglieder alle über drei Ecken verwandt sind, wie sie selber schmunzelnd sagen.

„Meine Familie ging von Samarkand nach Israel“, „unsere Familie stammt aus Taschkent“, „wir lebten

in Chudschand, damals hieß es noch Leninabad“ – so lauten zumeist die Herkunftsbeschreibungen der bucharischen Juden. Sie stammen aus den zentralasiatischen Republiken Usbekistan, Tadschikistan, Kirgisistan und sind direkte Nachfahren jener Juden, die im babylonischen Exil (nach der Zerstörung des 1. Tempels ca. 600 v. d. Z.) verblieben und im Laufe der Jahrhun-

derte nach Norden und Osten weitergezogen waren. Nachdem sich die meisten von ihnen im Emirat Buchara niederließen, bürgerte sich für sie die Bezeichnung „Bucharische Juden“ ein.

Aus den unterschiedlichsten Gründen strandeten dann ein Teil der bucharischen Juden im Laufe der letzten 30 bis 40 Jahre in Wien. Manche kamen, weil sie sich schwer taten, in Israel eine Existenz zu gründen, sich an das Klima und die Mentalität zu gewöhnen, aus wirtschaftlichen oder auch gesundheitlichen Gründen. Anfänglich blieben sie von den in Wien ansässigen Juden unbemerkt oder wurden von diesen gar gemieden. Schließlich waren die ersten bucharischen Juden, die nach Wien kamen, jene, die sich aus den unterschiedlichsten Gründen in Israel nicht wohlfühlt hatten und wieder in die Sowjetunion zurückwollten. Ein unverzeihliches Sakrileg angesichts des gewaltigen politischen und finanziellen Aufwandes, der betrieben worden war, um den Juden in der Sowjetunion zuvor die Auswanderung zu ermöglichen.

In den 1980er-Jahren begannen sie sich mit Unterstützung der Lubawitscher (chassidische Gruppierung innerhalb des orthodoxen Judentums, welche Schlichim, hebr. Gesandte, in alle Welt entsendet, um jüdische Gemeinden zu unterstützen) und später auch der Kultusgemeinde zu organisieren. Es wurde der Verein der bucharischen Juden, „Das Komitee“ genannt, sowie Bethäuser, Schulen und verschiedene Organisationen gegründet. Mit ihren zirka 2000 Mitgliedern bilden sie inzwischen heute ungefähr ein Viertel der jüdischen Gemeinde.

Die bucharischen Juden der zweiten Generation sind ein Musterbei-



Israel Abramov

32 Jahre alt, in Israel geboren, besuchte die ZPC-Schule der Kultusgemeinde und arbeitete sich danach erfolgreich zum Immobilienkaufmann empor. Obwohl er Mitglied des Vorstandes des „Komitees“ (Verein bucharischer Juden) ist, möchte er sich politisch eher im Hintergrund halten und sich lediglich persönlich bei sozialen Aktivitäten und für religiöse Angelegenheiten engagieren. Er ist verheiratet und hat „bisher“ fünf Kinder, wie er sagt.

Chanan Babacsayv

1977 in Israel geboren, kam mit neun Jahren mit seinen Eltern nach Wien. Die Familie hatte wenig Kontakt mit dem Judentum, er ging in eine öffentliche Volksschule, absolvierte die Handelsakademie und das Bundesheer. Als seine Familie nach Israel zurückging, kehrte Babacsayv wenig später wieder alleine nach Wien zurück. Er hatte seine Wiener Freunde und vertraute Umgebung zu sehr vermisst. Wenig später kehrte auch seine Familie wieder nach Wien zurück. Babacsayv betätigte sich in der Handy-Branche, sattelte vor einigen Jahren um und ist jetzt Immobilienmakler. Babacsayv ist verheiratet und hat drei Kinder. Er ist Vizepräsident des Komitees und soll auch der zukünftige Listenführer der bucharischen Fraktion in der Kultusgemeinde werden.



Isaak Malaiev

34, wurde als eine der ersten bucharischen Juden in Wien geboren. Seine Familie stammt aus Samarkand (Usbekistan). Er ging in eine öffentliche Volksschule, danach in die jüdische Hauptschule Chabad Grünentorgasse und wurde dann zum Datenverarbeitungskaufmann ausgebildet, ist aber schließlich seit 2004 als Immobilienmakler tätig. Malaiev ist verheiratet und hat zwei Kinder.

Gaby Borochov

ist 1968 noch in Duschanbe (Tadschikistan) geboren, seine Familie kam über Israel 1980 nach Österreich. Er besuchte eine Hauptschule und Gymnasium im 20. Bezirk, begann ein Jus-Studium, baute jedoch dann ein Busunternehmen für Touristen auf, mit dem er sich inzwischen höchst erfolgreich in Wien etablierte.

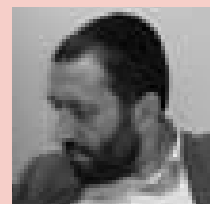


Moshe Matatov

ist 1981 in Israel geboren, seine Familie kam 1989 nach Wien. Er besuchte zuerst die jüdische Schule, maturierte dann an der Handelsakademie, studierte an der WU Wien und graduierte 2007 zum Magister der Betriebswirtschaft. Danach trat Matatov in eine Bank ein und ist obendrein Vizepräsident des Komitees und Chefredakteur der „SefardineWS“.

Avner Motaev

1972 in Duschanbe (Tadschikistan) geboren, emigrierte mit seiner Familie 1979 nach Israel. Die Eltern entschlossen sich jedoch, Israel wieder zu verlassen, da Avner an schwerem Asthma litt und die Ärzte eine Übersiedlung nach Mitteleuropa empfahlen. In Wien ging er in eine öffentliche Schule und machte danach eine Schuhmacherlehre. Vor fast zwanzig Jahren eröffnete Motaev ein Geschäft an der Mariahilfer Straße, wechselte dann in die Telekommunikationsbranche und ist jetzt auch im Immobiliengeschäft tätig. Avner Motaev ist Leiter der Bucharischen Gemeinde im 20. Bezirk mit ihrer Synagoge „Bet Aharon“, die seit 2001 in der Chabad Schule eingemietet ist. Er überlegt mit seinen Leuten die Gründung eines eigenen Vereins abseits des Komitees und eine eigene Kandidatur bei den Kultusgemeinde-Wahlen.



spiel einer gelungenen Integration. Sie besuchten öffentliche Schulen, manche gingen in eine der jüdischen Schulen, sie machten entweder eine Lehre, viele maturierten und einige schlossen ein Studium ab. Etliche junge Bucharen leisteten den Militärdienst ab. „Wir rüsteten beide als Gefreite ab“, berichten Babacsayv und Malaiev. Die Frage, wie es ihnen im Bundesheer erging, beantworteten alle mit einem Schulterzucken: „Keine Probleme – alle haben sich unglaublich bemüht, dass nur ja nichts passiert.“

Inzwischen haben sie es auch beruflich zu etwas gebracht. Gabriel Borochov mischt mit seiner Firma „Red Bus“ seit Jahren kräftig und höchst erfolgreich im Tourismusgeschäft, mit seinen „Hop-on Hop-off“ Bussen, mit. Dazu organisiert er auch VIP-Rundfahrten für russische Touristen. „Wien hat uns gut aufgenommen“, sagt Borochov, der sogar ein Jus-Studium begonnen hatte, bevor es ihn zu sehr in die Geschäftswelt zog. Jetzt will sich Borochov auch mehr in der bucharischen und der jüdischen Gemeinde insgesamt engagieren.

Moshe Matatov ist Magister der Wirtschaftswissenschaften und macht Karriere im Bankwesen. Er ist religiös und trägt immer eine Kippa, eine Kopfbedeckung. „Im Büro und auf der Straße ist das kein Problem. Manchmal, wenn ich auswärts zu Kunden gehe, nehme ich die Kippa einfach runter, da erspare ich mir fragende Blicke“, erzählt Matatov mit sehr gesundem Selbstbewusstsein. Er investiert viel Zeit und Energie in der bucharischen Gemeinde, ist Vizepräsident des Komitees und Chefredakteur der Zeitung „Sefardinews“.

Auch bei der europäischen Makabiade, den jüdischen Olympischen

Spiele, welche im vergangenen Sommer erstmals in Wien stattfanden, fiel die starke Identifizierung mit Österreich, vor allem der Sportler aus bucharischen Familien auf. Ihre Sprechchöre „Immer wieder Österreich“ waren lautstark vernehmbar und standen denen „waschechter“ Fußballfans um nichts nach. „Ja, ich bin hier zu Hause, auch wenn mich Leute – wegen meiner schwarzen Haare – immer wieder als Ausländer ansehen“, erzählt Isaak Malaiev. Chanan Babacsayvs Eltern gingen nach Israel zurück, als er etwa 20 Jahre alt war. In Israel vermisste er aber seine Freunde und die vertraute Umgebung hier in Wien so sehr, dass er wenig später alleine nach Wien zurückkam und sich hier niederließ. Inzwischen ist auch seine Familie aus Israel wieder nach Wien zurückgekehrt. „Ich kann mir nicht vorstellen woanders zu leben“, sagt auch Avner Motaev, der seit circa zehn Jahren ein streng religiöses Leben führt und geschäftlich sehr erfolgreich im Telekommunikations- und Immobilienbereich tätig ist.

Auf die Frage, wie sie denn Politiker wie Strache und die FPÖ sehen, rutscht einem zuerst spontan raus: „Manche Leute sagen, was der sagt, ist schon richtig“. Sofort wird er von den anderen korrigiert. „Strache ist ein Populist. Man hat uns vorgeworfen, wir Bucharen hätten ein Naheverhältnis zu Strache und er hat auch tatsächlich versucht, über Jugendliche von uns Berührungspunkte zu schaffen, damit sie sagen können: ‚Nur der Muzicant ist gegen uns‘. Aber nicht mit uns!“, erzählt Chanan Babacsayv staatsmännisch und fügt hinzu: „Jemand der offensiv gegen Muslime vorgeht, kann nicht gut für Juden sein“. Nicht zufällig gilt er als eine der politischen Zukunftshoffnungen der bucharischen Ge-

meinde. Er ist jetzt schon der Vizepräsident des Komitees und soll auch der zukünftige Listenführer der bucharischen Fraktion in der Kultusgemeinde werden. In der Kultusgemeinde ist er bereits seit mehreren Jahren im Vorstand und in zahlreichen Kommissionen, zum Teil leitend, tätig.

Im November 2011 finden im Komitee Neuwahlen statt. Der bisherige Präsident, Uri Gilkarov, ein langjähriger politischer Weggefährte des IKG-Präsidenten Muzicant, steht unter Beschuss und muss um seine Wiederwahl fürchten. Strittig ist nämlich die Frage, ob er überhaupt nochmals antreten darf. Er wurde bereits zwei Mal gewählt und eine nochmalige Wiederwahl schließt das Statut aus. Heute zählen bereits fünf der elf Mitglieder des Komitees zur zweiten Generation. Nach der Wahl im November sollen es noch mehr sein, höchstwahrscheinlich werden sie dann die Mehrheit haben und einige wünschen sich, sehr respektvoll, aber nicht minder bestimmt, einen neuen Präsidenten. Avner Motaev und seine Gruppe überlegen überhaupt die Gründung eines eigenen Vereins, abseits des Komitees, sollte Gilkarov nochmals kandidieren.

Dies könnte dann auch durchaus Auswirkungen auf die Mehrheitsverhältnisse und die Wahl des Kultusgemeinde-Präsidenten haben. Auch in der Kultusgemeinde steht ja 2012 der Abgang Muzicants und eine Neuwahl des Präsidenten an und galten die Bucharen bisher immer als fixe Koalitionäre Muzicants und des von ihm favorisierten Nachfolgers Ossi Deutsch. Gefragt nach ihren eigenen Ambitionen auf eine Präsidentschaft in der Kultusgemeinde kommt spontan die Antwort: „Da sind wir noch weit entfernt. Vielleicht in 20 Jahren.“

HANNES GASTINGER

ANITA AMMERSELD

WILLY HÖLLER

DER TOD UND DAS MÄDCHEN

VON RUSSEL DORFMAN



PREMIERE AM 19. OKTOBER 2011

27., 28. OKTOBER

3., 8., 14., 20., 24., 29. NOVEMBER

3., 10., 15. DEZEMBER

100% WORTSCHAFFEL

Dem Politthriller wird eine neue Dimension hinzugewonnen:
die eines Dramas über sexuelle Gewalt, über die Liebe und
ihre Wunden.

Und unversehens sitzt der Zuschauer auf der Geschworenenbank.
Was ist die Unschuldsbeteuerung eines Mannes wert,
der einer Vergewaltigung und der Folter angeklagt wird?
Was ist die Erinnerung einer traumatisierten Frau wert?
Ist die Stimme ein Indiz? Können Erinnerungen täuschen?
Eines der erfolgreichsten Theaterstücke der letzten Jahre.

Tickets: 512 42 00

www.stadttheater.org

STADTTHEATER BALFRODORFASSE + BALFRODORFASSE 4 • 1000 BUDAPEST

stadt
Theater *színház*
gala

Foto: Sándor Csizmadia



FOTOS ©: APA

Das Schicksal der Geretteten

Der Schriftsteller Felix Mitterer erzählt über die Schwierigkeiten, das Auftragswerk „Du bleibst bei mir“ im Volkstheater umzusetzen und seine Gefühle für Österreich, jetzt, wo er in Irland lebt.

VON RAINER NOWAK

Felix Mitterer hat dieser Tag viel zu tun. Im niederösterreichischen Ravelsbach baut er ein Bauernhaus um, in Wien hat er gerade im Volkstheater sein Stück „Du bleibst bei mir“ auf die Bühne gebracht. Das Auftragswerk über die Schauspielerin Dorothea Neff war in jeder Hinsicht eine Herausforderung. Das legendäre Volkstheater-Ensemblemitglied hatte in der NS-Zeit ihre damalige jüdische Lebensgefährtin Lili Wolff

bis 1945 in ihrer Wohnung in der Wiener Annagasse versteckt. Dafür wurde Neff 1979 als „Gerechte unter den Völkern“ geehrt. Andrea Eckert spielt Neff in dem Stück. Mitterer musste es, wie in der Wiener Kulturszene zu hören war, mehrmals ändern, er hatte das Stück stärker auf das Schicksal des Opfers Wolff und deren Leben schreiben wollen. NU erzählte er, warum ihn das Schicksal Wolffs so faszinierte.

NU: Ein solches Auftragsstück ist doch ungewöhnlich.

Mitterer: Ein Theater, das ein Stück über eine Schauspielerin des eigenen Hauses in Auftrag gibt, ist ungewöhnlich. Ich habe viel dafür recherchiert, nicht nur im Theater und in Wien, sondern auch in den USA, wo Lili Wolff nach 1945 gelebt hat.

Lili Wolff war vier Jahre in dieser Wohnung versteckt.



Ja, in der Annagasse 8. Neff ging täglich ins Theater, traf Freunde, es war für sie und Wolff eine sehr schwierige Situation. Sie hatte auch ein schweres Trauma. 1945 konnte sie mit Hilfe einer texanischen Öl-Millionärin, die sie aus ihrer Zeit als Kölner Modeschöpferin kannte, ausreisen. Wolff machte dann einen Modesalon in Dallas auf. In der Zeit in Köln hatte Lili Wolff zwei Partnerinnen und Freundinnen, die beide dann auch noch nach Wien kamen und – ausgebombt – ebenfalls in der Wohnung Neffs lebten. Eine von ihnen, Martha, zog dann später mit ihrem Sohn nach Dallas und stieg in den Salon ein. Der Sohn, Klaus, war aus einer Verbindung mit einem SS-Offizier, woran Klaus bis heute leidet. Diese Entwicklungen hatte ich in dem Stück drin, aber das führte dem Theater zu weit weg von der Figur Neffs. Ich musste dann verkürzen. Mich persönlich hat das Schicksal sehr beschäftigt. Lili Wolff hatte Wahnvorstellungen, die Gestapo könnte sie holen kommen. Immer wieder wurde sie in der Psychiatrie mit Elektroschocks behandelt. Sie trat zum baptistischen Glauben über. Auch ihr Laden ging nicht gut. Die alte Freundin und Förderin wollte ihr helfen und verschaffte ihr einen Kontakt: Jackie Kennedy hätte 1963 den Salon besuchen sollen. Doch an dem Wochenende fielen die zwei Schüsse und der Besuch fand nicht statt.

Das wäre noch ein Stück.
Stimmt.

Die Situation unter den vier Frauen muss doch unerträglich gewesen sein.

Stimmt. Es kam zu schwierigen Situationen: Eine der beiden Kölner

Wenn man außen lebt, wird der Blick auf das sogenannte Heimatland milder. So lange ich drinnen war, habe ich mich ständig aufgeregt und war involviert. Ich wurde ja auch ständig gefragt.

Freundinnen musste oder durfte den arisierten Betrieb von Wolff übernehmen. Sie brachte ihr dann auch das Geld nach Wien, aber es war natürlich eine schwierige Situation.

Hat Sie der Stoff sofort interessiert, als Sie den Auftrag bekamen?

Es war schwierig, ich habe mich schon gefürchtet davor, weil es eine wahre Geschichte ist. Ich wollte nichts dazuerfinden, ich wollte nicht davon abgehen, das Theater war eher der Meinung, ich könnte davon weggehen. Aber das konnte ich nicht – allen Beteiligten gegenüber. 1978 hatte die jüdische Journalistin Nadine Hauer ein Interview mit Neff gemacht, die hatte noch nie darüber geredet. Das ist in der „Gemeinde“ und der „Furche“ erschienen. Das las der israelische Botschafter und hat Yad Vashem vorgeschlagen, Frau Neff zu ehren. Lili Wolff hat die Geschichte bestätigt. Dann hat Martha aber eingewandt, dass die beiden anderen Frauen wohl auch geholfen hätten. Wolff schrieb dann noch einen Brief, die beiden Frauen wurden dann auch noch geehrt.

Kurz vor Kriegsende kam noch eine andere Frau in diese Konstellation: Eva Zilcher, die offenbar eingeweiht war.

Ja, Neff und Zilcher verliebten sich ineinander. Sie blieben bis Neffs Tod zusammen. Am Schluss führten die beiden ihre Schauspielschule. Andrea Eckert war Neffs Schülerin.

Ist es nicht schwierig für einen Mann, sich in fünf Frauen hinein-zudenken?

Wären sie Männer, wären sie Männer. Ich habe damit kein Problem. man versteht Liebe, man versteht Begehren, man versteht Eifersucht. Am Schluss war Lili Wolff alleine in der Wohnung, Neff lebte bei Zilcher in der Wohnung von deren Mutter.

Sie haben sich immer mit der NS-Vergangenheit beschäftigt, von „Kein Schöner Land“ an.

Ich bin eben aus der Generation, wo die Väter Nazis oder Nicht-Nazis waren. Ein Autor Jahrgang 1948 musste sich einfach damit beschäftigen. Als ich Mitte der 80er „Kein Schöner Land“ geschrieben habe, hat es keine Stücke in Tirol über dieses Thema gegeben. Das musste man tun.

Haben Sie Ihre Jahre in Irland im Umgang mit Österreich verändert?

Wenn man außen lebt, wird der Blick auf das sogenannte Heimatland einfach „milder“. So lange ich drinnen war, habe ich mich dauernd aufgeregt und war involviert. Ich wurde auch ständig gefragt. Von einem Autor erwarten sich die Medien, dass man zu jedem Thema eine provokante Meinung hat. Das hat mich zwar genervt. Aber ich habe mich dennoch zu Wort gemeldet – von der NS-Vergangenheit bis zum Tourismus. Aber wenn man in ein bezauberndes Land zieht und draufkommt, dass es dort zum Teil ähnlich zugeht, dann wird der Blick auf die eigene Heimat milder.

„Das ganze Geheimnis war, sich tot zu stellen.“

Georges Jorisch, der mit seinem Vater während des Zweiten Weltkriegs in Brüssel untertauchen musste, spricht über sein Leben.

VON THOMAS TRENKLER (TEXT UND FOTOS)

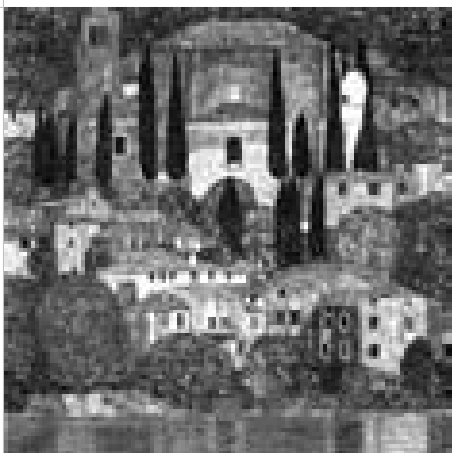
Der Schätzwert beträgt 25 Millionen Dollar, Experten tippen aber auf einen weit höheren Preis: Am 2. November gelangt bei Sotheby's in New York „Litzlberg am Attersee“ von Gustav Klimt zur Versteigerung. Einbringer ist Georges Jorisch. 1928 in Wien geboren, wuchs er in einer Villa des Sanatoriums Purkersdorf auf, das zu einem Drittel seiner Großmutter Amalie Redlich, geborene Zuckerkandl, gehört hatte. 1939 floh er mit seinem Vater nach Brüssel. Versteckt von Fremden, überlebte er das NS-Regime. Und 1957 ging er nach Kanada. Vier Jahrzehnte später erfuhr Jorisch, dass sich Österreich per Gesetz zur Rückgabe von NS-Raubkunst verpflichtet hat. Da seine Großmutter, 1941 deportiert, u. a. zwei Landschaftsbilder von Klimt besessen hatte, wandte er sich an die Kommission für Provenienzforschung: „Beide ganz ähnlich, mit Wasser im Vordergrund und das Ufer parallel zum Rahmen. Alles in Grün und Blaugrün mit ein paar roten Dächern durch die Bäume schauend.“ Aber man konnte ihm nicht weiterhelfen. Ab 2001 gingen die Provenienzforscherin Ruth Pleyer und der Anwalt Alfred Noll der Sache nach. 2010 erhielt Jorisch „Kirche in Cassone“ aus Grazer Privatbesitz zurück: Das Bild wurde in London bei Sotheby's versteigert, der Gewinn geteilt. Und Ende April 2011 erklärte sich das Land Salzburg bereit, „Litzlberg am Attersee“ zu restituieren.



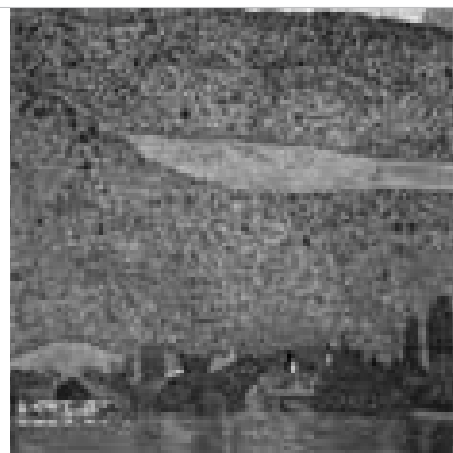
Mitte Mai besuchte ich Georges Jorisch in Montreal. Mit seiner Frau lebt er am Stadtrand in einer Seniorenresidenz. Auf meine Fragen antwortete Jorge Jorisch in Deutsch, wiewohl er es seit 1939 kaum mehr gesprochen hatte. „Ich war überrascht“, sagte er. „Ich hätte niemals geglaubt, dass so etwas zustande kommen könnte. Das Land Salzburg ist hoch anständig. Der Landeshauptmannstellvertreter hat mir einen unglaublich netten Brief geschrieben. Die Zeiten haben sich vollkommen geändert.“ Und Jorisch zeigt sich erkenntlich: Er spendet 1,3 Millionen Euro für den Um- und Ausbau des Wasserturms neben dem Museum der Moderne am Mönchsberg. Dieser soll künftig den Namen Amalie Redlich tragen.

NU: Herr Jorisch, würden Sie mir bitte Ihre Geschichte erzählen?

Jorisch: Gerne. Bin 1928 geboren. Meine Eltern ließen sich scheiden. Da war ein ständiger Krach gewesen. Von 1933 an lebte ich mit meiner Mutter und mit der Großmutter in Purkersdorf. 1938 war der Anschluss. 1939 hat mich mein Vater mitgenommen, als er nach Belgien geflohen ist. Er war ein ausgesprochener Legitimist. In Belgien lebte Otto Habsburg, er hatte dort ein Schloss. Und er organisierte die Emigranten. Die Idee war, dass die Emigranten in kleine Gruppen aufgeteilt werden und nach Frankreich gehen. Mein Vater sollte eine dieser Gruppen leiten. Aber das ließ sich nicht mehr umsetzen. Deutschland hat Belgien und Holland im Mai



Die Klimt-Bilder „Kirche in Cassone“ und „Litzberg am Attersee“, die Jorisch 2010 und 2011 zurückerhielt.



1940 überfallen. Und da mussten wir wieder laufen. Denn die Belgier verhafteten alle Ausländer. Mein Vater bekam über die Legitimisten von der belgischen Regierung ein Papier, dass er in Ordnung ist. Und wir haben versucht, uns durchzuschlagen. Wir gingen nach Ostende. Und da sind wir zurückgeblieben. Wir sind daher zurückgegangen nach Belgien. Wir hofften, dass sich alles beruhigen würde. Es war dann auch Frieden – bis 1942, als die Deutschen angefangen haben, alle Immigranten und alle Juden zu fassen und wegzuschicken. Mein Vater hatte Verbindungen und wir sind für ungefähr zwei Jahre untergetaucht. Bis zum September 1944, als die Engländer nach dem Durchbruch in der Normandie Belgien befreit haben. Und dann bin ich wieder in die Schule gegangen. Mein Vater ist 1949 gestorben. Da war ich dann allein, musste mich allein durchschlagen. Das ist ungefähr die Geschichte.

Jetzt würde ich Ihre Geschichte gerne noch einmal hören – genauer.
Fragen Sie genau!

Zuerst haben Sie mit Ihrem Vater und Ihrer Mutter hinter der Votivkirche gewohnt?

Ja, in der Ferstelgasse 1. Dort war das Büro von Zeiss, es gab eine Auslage mit Feldstechern. Nach der Scheidung ist die Mutter ins Sanatorium übersiedelt. Und der Vater ist geblieben. Er hat sich die Wohnung geteilt mit einem Geheimrat oder Hofrat.

Wie war das Leben im Sanatorium Purkersdorf, das Ihrer Familie gehörte?

Es war ein großes Grundstück. Ich konnte herumgehen, wo ich wollte, meistens mit dem Kindermädchen.

Für ein Kind war es einsames Leben. Ich hatte einen Freund, der einmal in der Woche zu Besuch kam. Sonst war nicht viel los, ich war allein mit den Erwachsenen. Wir lebten in einer Villa, die Eugen-Villa hieß. Alle anderen Häuser wurden nach den Zuckerkandls benannt: Emil, Otto, Amalia und so weiter. Aber wer der Eugen war, das hab ich niemals herausgefunden.

Wie war Ihre Großmutter Amalia Redlich?

Die war sehr streng: „Kein Krawall!“ und „Bei Tisch sich benehmen!“ Aber: Die Kinderstube vergisst man nicht.

Hatten Sie damals Kontakt mit Ihrem älteren Cousin Emil?

Ein bisschen. Aber meine Großmutter war mit allen auf Kriegsfuß, ich weiß nicht warum. Sie hatte die Eltern Emils nicht gern, und sie hatte die B. Z., die Berta Zuckerkandl, überhaupt nicht gern. Sie hat sich immer separiert. Und man hat mich nicht ermuntert, mit dem Emil zu spielen oder zu sprechen. Man hat es nicht verboten, aber es wurde nicht gern gesehen.

Sie sind in Purkersdorf in die Volksschule gegangen?

Erst in der vierten Klasse. Davor hatte ich einen Hauslehrer, ein gewisser Atzinger, sein Sohn lebt noch in Purkersdorf. Von Herbst '37 an bis zum Schulende '38 an bin ich in die Volksschule gegangen.

Können Sie sich an Hitlers Einmarsch erinnern?

O ja! Im Radio sagte der Schuschnigg: „Gott schütze Österreich!“ Und meine Großmutter sagte: „Das ist nicht viel.“ Und dann sind wir auf einer Bank vor dem Tor gesessen und haben gesehen, wie die Deutschen ein-

marschiert sind. Das Kindermädchen sagte: „So viele Panzer!“ In Österreich gab es keine Panzer. Und dann ist Hitler vorbeigefahren. Die Hitler-Freunde sind Spalier gestanden und haben gebrüllt: „Sieg Heil!“ Die ökonomischen Zustände waren für die meisten Leute schlecht. Die haben an die Propaganda geglaubt, dass es unter dem Hitler ein Honiglecken sein wird. Das hat zwei, drei Jahre gedauert – bis zum russischen Feldzug.

Was passierte nach dem Einmarsch im März 1938?

Es kamen Leute ins Haus, die haben uns das Silber und den Schmuck weggenommen. Und die meisten Leute, die wir kannten, sind geflüchtet. Es war ein sehr einsames Leben dann. Der Winter '38/'39 war absolut nicht angenehm.

Ihr Vater wollte das Sorgerecht für Sie.

Ja, da war ein Prozess. Meine Mutter wollte mich nicht loslassen. Zum Glück hat sich der Richter auf die Seite meines Vaters gestellt. Er hat gesagt: „Der Führer will, dass alle Juden ausziehen.“ Und damit hat mein Vater gewonnen.

Ihr Vater wollte so schnell wie möglich weg – aus Angst vor dem KZ?

Er hatte, glaube ich, nicht Angst vor dem KZ. Aber das Leben war unmöglich. Man konnte nicht arbeiten, man konnte nichts machen.

Und Ihre Mutter wollte unbedingt in Wien bleiben?

Ja, sie hat gesagt: „Das wird sich legen.“ Und meine Großmutter sagte auch: „Das wird sich legen.“ Und mein Vater hat gesagt: „Da ist nichts zu machen, da muss man weg.“ Er

Ich habe verstanden, dass da keine Zukunft war. Ich war elf Jahre alt, schon gescheit genug, um zu sehen, was sich da abspielt. Ich habe gesehen, wie die Kinder der Schule sich in ein paar Wochen verändert haben.

hatte einen Freund, der, glaube ich, nach Südafrika ging. Das muss '36 gewesen sein. Er verabschiedete sich von meinem Vater: „Das wird hier schlecht enden. Das Land ist unterwühlt.“

Man hat schon eine Ahnung gehabt?
Oh ja! Alle, die gescheit waren, haben gewusst, dass der Krieg losgehen wird.

Sind Sie gerne mit Ihrem Vater weggegangen?

Ich habe verstanden, dass da keine Zukunft war. Ich war elf Jahre alt, schon gescheit genug, um zu sehen, was sich da abspielt. Ich habe gesehen, wie die Kinder der Schule sich in ein paar Wochen verändert haben. Alle waren in der Hitler-Jugend, der Kopf wurde voll gemacht mit den Ideen. Ich habe gesehen, dass es unmöglich ist, in der Schule zu bleiben.

Waren die Mitschüler hässlich zu Ihnen?

Nicht unbedingt hässlich, aber man hat gemerkt, dass sie unter Druck standen, nicht mit mir zu tun zu haben, sich nicht mit mir abzugeben, nicht mit mir zu spielen, nichts zu reden. Da war viel Druck auf diesen zehnjährigen Kindern. Und da waren auch Lehrer, die Nazis waren. Nicht alle, es gab ein paar, die sehr anständig waren. Aber die mussten den Mund halten, die haben Angst gehabt. Sie können sich nicht vorstellen, was eine solche Diktatur mit den Leuten macht!

Sie konnten Ihre Mutter nicht überreden, mit Ihnen mitzukommen?

Nein, da war nichts zu machen. Was sehr deprimierend war, weil ein ganzer Haufen Leute Selbstmord beging – und wir hörten davon. Das war nicht gerade angenehm.

Wie sind Sie mit Ihrem Vater geflohen?

Wir sind mit dem Zug gefahren bis

nach Köln. Und dort über die Grenze gegangen. Mein Vater hatte Verbindungen zu einem Mann, der Leute über die Grenze schmuggelte. Denn die Deutschen wollten die Leute nicht hinauslassen. Und die Franzosen wollten die Leute nicht hereinlassen. Einzig Leopold III., der belgische König, hat die Leute hereingelassen.

Ihr Vater war Rechtsanwalt. Hat er in Belgien arbeiten können?

Mein Vater hatte sich umschulen lassen, Schuhe zu richten. Man hat ihn genannt den „Schusterdoktor“. Auf diese Art hat er in Brüssel ein bisschen Geld verdient, um leben zu können.

Und Sie gingen dort in die Schule?

Ja, am dritten Tag in Brüssel sagte mein Vater: „Jetzt gehst du in die Schule!“ Und er gab mir ein Schulbuch. Wie ich die Akzente sah, sagte ich: „Um Gottes Willen, was ist das?“ Er sagte: „Das ist Französisch. Du wirst es lernen müssen.“ Bis heute beherrsche ich die Akzente nicht vollständig. Meine Frau macht es ziemlich gut. Aber sie ist auch eine waschechte Belgierin.

Anfangs konnten Sie in Brüssel ganz normal leben?

Ja. Die Schüler haben aber nicht verstanden, was ein Immigrant ist. Für all diese Kinder war ich der „le boche“, der Deutsche. Die haben nicht begriffen, dass es Leute gibt, die Deutsch sprechen – und nicht mit dem Deutschen Reich einverstanden waren.

Aber Sie hießen nicht mehr Georg.

In der Schule hieß ich Georges.

Und wie hat Sie Ihr Vater gerufen?

Ich wurde selten beim Namen gerufen. Man hat zu mir gesagt: „Komm her!“ oder „Tu das!“ Es waren nicht viele da, dass man sagen musste: „Georg!“ oder „Peter!“

Wie war Ihr Vater?

Mein Vater war ein Despot. Er hat keinen Widerspruch geduldet. Einmal hab ich zu ihm gesagt: „Das ist nicht wahr.“ Er tobte: „Das sagt man einem Vater nicht! Bestenfalls sagt man: Du irrst dich!“

Warum war Ihr Vater Legitimist, ein Getreuer von Otto?

Die Monarchie war gut zu den Juden. Für die Generation meines Vaters war es unter der Monarchie das gute Leben gewesen. Mein Vater war konservativ. Absolut.

Als Mitte Mai 1940 die Deutschen Belgien besetzten, flohen Sie mit Ihrem Vater nach Ostende.

Mein Vater sagte: „Der Plan der Legitimisten fällt auseinander, wir werden es ganz allein machen.“ Wir wollten nach England. Aber Rommel war bereits durchgebrochen und ein Teil der englischen Armee war in Ostende eingekesselt. In den letzten Stunden, in denen die Engländer Ostende evakuierten, kam die Royal Air Force: Ich sah Hunderte von Flugzeugen, dicht über den Bäumen. Dann war für ein paar Stunden Stille. Und dann kamen die Deutschen.

Ihr Vater wollte mit Ihnen auf ein Schiff gehen.

Mein Vater sprach Englisch. Er erklärte einem Offizier, dass wir Flüchtlinge sind. Ich glaube, er war ein Major, ein höheres Vieh. Der konnte ziemlich viel machen, was er wollte. Er sagte: „Ich werde euch mitnehmen, aber zuerst muss ich schauen, was mit meinen Leuten ist.“ Er ging mit zwei Männern weg und nur die zwei Männer kamen zurück. Sie sagten, dass er verwundet oder erschossen wurde, ich weiß es nicht. Sie konnten sich nicht entschließen, uns mitzunehmen. Sie waren nur Unteroffiziere. Und so sind wir zurückgeblieben. Die Engländer haben alles zurückgelassen, die Autos und so weiter, und sind weg.

Im Frühjahr 1942 sagte mein Vater zu mir: „Der letzte Brief ist zurückgekommen.“ Ich fragte: „Was bedeutet das?“ Er sagte: „Ich weiß nicht.“ Er hat ganz genau gewusst, was es bedeutet hat.

Und so Sie sind mit Ihrem Vater zurück nach Brüssel gegangen.

Ja, es war nichts anderes möglich. Als wir wieder in Brüssel waren, waren schon seit ein paar Tagen die Deutschen da.

Das muss gefährlich gewesen sein.

Nein, es war nicht unbedingt gefährlich. Die Deutschen haben die Leute ziemlich in Ruhe gelassen, sie wollten den Belgiern beweisen, dass sie korrekt sind. Aber die Belgier haben ihnen nicht getraut.

Konnten Sie weiter in die Schule gehen?

Ja, ich bin weiter in die Schule gegangen. Ixelles hieß die Gemeinde.

Und Ihr Vater hat wieder als Schuster gearbeitet?

Ein bisschen. Und er hat jemandem Deutschlektionen gegeben.

Haben Sie noch mit Ihrer Mutter telefonieren können?

Telefonieren nicht, wir haben Briefe geschrieben. Sie konnte aber nicht viel erzählen. Sie musste aufpassen, was sie schrieb. Wegen der Zensur.

Trotz der Zensur wollte sie nicht weg aus Wien?

Ab einem bestimmten Augenblick war es nicht mehr möglich. Zuerst wurde sie mit meiner Großmutter aus der Villa geschmissen, sie lebten dann in einem Haus, das nicht mehr existiert, und dann wurden sie in eine Sammelwohnung verfrachtet. Und von dort wurden sie deportiert.

Nach Polen. Was war das letzte Lebenszeichen von ihr?

Im Frühjahr 1942 sagte mein Vater zu mir: „Der letzte Brief ist zurückgekommen.“ Ich fragte: „Was bedeutet das?“ Er sagte: „Ich weiß nicht.“ Er hat ganz genau gewusst, was es bedeutet hat. – Mein Vater ist ziemlich gut ausgekommen mit den Belgiern. Die Emigranten

haben sich jede Woche in einem Café getroffen und der Besitzer des Kaffeehauses war ganz antifaschistisch eingestellt. Er agierte im Untergrund, wurde verhaftet und ist verschwunden. Und die meisten der Leute, die da waren, sind auch umgekommen.

Wann mussten Sie untertauchen?

1942. Mein Vater hatte Freunde. Die kamen zu uns und sagten: „Ihr müsst weg! Geht dahin und dahin!“ Und dort waren Leute. Die sagten: „Ihr könnt nicht mehr hinaus gehen, ihr müsst im Haus bleiben.“ Wenn die Leute aus dem Haus waren, durften wir kein Licht anmachen. Das ganze Geheimnis war, sich tot zu stellen. Wir sind über Nacht weggegangen und waren verschwunden. So war es für zwei Jahre.

Das war mitten in Brüssel?

Ja, an drei verschiedenen Orten. Wir sind von einem zum anderen gezogen. Eines Tages kam die Frau, die uns aufgenommen hatte, in der Früh um sieben ins Zimmer und sagte: „Kinder, geht weg! Die Gestapo ist nebenan beim Nachbarn.“ Der Nachbar hatte scheinbar Butter am Kopf.

Was meinen Sie damit?

Er hatte den Verdacht der Gestapo erregt. Ich weiß nicht genau, was er gemacht hat. Mein Vater sagte: Er hat auf beiden Seiten gespielt. Aber er konnte irgendwie über die Gartenmauer fliehen.

Wie ging es weiter?

Es wurde abgemacht, dass jeder seinen eigenen Weg geht und man trifft sich bei Nacht an einem anderen Ort. Und ich, der ich viele Räubergeschichten gelesen hatte, wusste, dass der sicherste Platz möglichst nah beim Feind ist. Und so ging ich zu dem Platz, wo die deutschen Soldaten trainiert haben. Da waren Kinder, die zugeschaut haben. Ich setzte mich zwischen diese Kinder – und

blieb dort. Als es anfang, dunkel zu werden, ging ich zu dem verabredeten Ort. Und dort traf ich meinen Vater.

Das waren Bekannte, wo Sie Unterschlupf gefunden haben?

Das waren Bekannte von Bekannten. Für diese Leute bestand Gefahr. Und es gab Leute, die uns mit Lebensmittel geholfen haben. Ja, die Belgier waren ziemlich anständig.

Sie waren mit Ihrem Vater allein?

Einmal waren für ein paar Wochen amerikanische Flieger im Haus, die abgeschossen wurden. Das hatte mein Vater nicht gern. Er hat gesagt: „Je mehr Leute da sind, desto gefährlicher ist es.“

Sie gingen natürlich nicht in die Schule.

Mein Vater sagte: „Ich werde dir Latein lernen!“ Und so hat er mir Latein gepaukt. Und Algebra. Jeden Tag.

Stimmt es, dass Sie eine Inschrift vom Justizpalast in Wien auswendig kennen?

Ja. „Fiat Justitia et pereat mundus.“ (*Es soll Gerechtigkeit geschehen, und gehe die Welt darüber zugrunde.*) Verschiedene Inschriften: Das lernt man eben, wenn man Latein macht. Und dann lasen wir noch einen römischen Schriftsteller, Cornelius Nepos. „De viris illustribus“, das Leben der berühmten Männer, darunter Hannibal und Perikles.

Hatten Sie große Angst, entdeckt zu werden?

Man gewöhnt sich daran. Man denkt nicht an Angst.

Und wie kamen Sie mit der Einsamkeit zurecht?

Bei der einen Frau gab es einen ganzen Haufen Bücher. Ich hab viel gelesen, Voltaire zum Beispiel. Diese Frau hatte hunderte Bücher! Das war gut für mich: Ich konnte mein Französisch verbessern.

Ich hätte niemals geglaubt, dass so etwas zustande kommen könnte. Das Land Salzburg ist hoch anständig. Der Landeshauptmannstellvertreter hat mir einen unglaublich netten Brief geschrieben. Die Zeiten haben sich vollkommen geändert.

Hatten Sie eine Ahnung, wie lange sich das Verstecken hinziehen würde?

Wir hörten Radio: BBC und Radio Paris Allemand. Im Herbst 1942 hörte man schon, dass es für die Deutschen schlecht geht, sie mussten zurück vom Kaukasus und dann, im Winter, kam die Schlacht von Stalingrad. Da drehte sich die Sache. Zudem hörten wir, dass die Engländer Rommel in Afrika geschlagen haben. Da wussten wir: Das ist der Anfang vom Ende.

Und Sie hatten keine Freunde.

Das war unangenehm. Man gewöhnt sich daran. Aber als ich dann, nach dem Krieg, ins belgische Gymnasium ging, hatte ich bald Freunde. Drei Freunde. Der eine wollte Diplomat werden. Er hatte einen Autounfall und starb ganz jung. Das war '50 oder '52. Der andere hat zu viel getrunken und ist an einer Leberkrankheit zugrunde gegangen. Und was mit dem dritten passiert ist, weiß ich nicht. Der lebt vielleicht noch.

Am 3. September 1944 wurde Brüssel von den Alliierten befreit.

Und dann war wieder alles ganz normal. Papiere wurden ausgestellt und so weiter. Mein Vater hat sich sofort darum gekümmert, dass wir österreichische Pässe bekommen.

Im Mai 1945 war der Zweite Weltkrieg zu Ende. Wollte Ihr Vater nach Österreich zurückkehren?

Er trat in Verbindung mit Hans Stephenson. Er war vor dem Krieg der Verwalter von Purkersdorf gewesen. Ein guter Mann. Den haben wir 1949 getroffen. Aber dann ist mein Vater gestorben.

Sie waren 1949 in Wien?

Ja. Die Stadt hat schlecht ausgeschaut – puh. Es waren die Russen da. Und die haben auch nicht berühmt ausgeschaut. Mein Vater stellte sofort fest: „Soldaten mit ungeputzten Stiefeln!“

Sie wollten nicht in Österreich blei-

ben?

Mein Vater wollte sich das überlegen. Ich fuhr auf Ferien nach Bad Aussee. Und währenddessen starb mein Vater. Ein Herzschlag. Ich kannte niemanden. Niemanden, der mir helfen konnte. Alle waren weg, die meisten gestorben. In Belgien hatte ich Freunde.

Was haben Sie gemacht?

Ich habe in Belgien das Gymnasium beendet. Und dann habe ich versucht, mich durchzuschlagen – als Illustrator und so weiter. Ich habe auch als Dreher gearbeitet in einer Fabrik. Die haben Eisenbahnwaggons für Persien gebaut.

Studieren?

Das wäre nicht möglich gewesen.

Was hätten Sie denn gerne studiert?

Ich weiß nicht genau. Das ist schon so lange her. Aber nicht Advokat. Vielleicht etwas Grafisches.

Konnten Sie eigentlich Kontakt aufnehmen mit den Zuckerkandls, die nach Algier geflohen waren? Haben Sie Ihren Cousin Emil gesehen?

Mein Vater fuhr 1946 nach Paris, um Fritz Zuckerkandl zu sehen. Er war damals der Direktor der Penizillin-Fabrik. Emil hat einen schweren Fehler gemacht: Er hat den Neubauer (Franz Neubauer), den Advokaten meines Vaters, abgesetzt – und durch einen gewissen Biró (Ludwig Biró) ersetzt, der sich als völlig unfähig herausgestellt hat. '47 oder '48 ist Emil nach Brüssel gekommen, um meinem Vater zu erklären, was er gemacht hat. Mein Vater hat getobt.

Es ging um die Rückgabe des Sanatoriums Purkersdorf, das der Nationalsozialist Gnad arisiert hatte.

Gnad hat alles verkauft, was er konnte. Er fällte die Bäume und sagte: Die Russen haben das gemacht.

Waren Sie 1949 im Sanatorium?

Nein. Gnad hat einen gerichtlichen Beschluss. Emil durfte hineingehen, weil er französischer Staatsbürger war. Aber wir waren Österreicher, wir durften nicht. Die Verhandlungen haben sich gezogen und gezogen. Und es ist nichts Gutes herausgekommen.

Der Vergleich, der schließlich geschlossen wurde, war eine extreme Ungerechtigkeit.

Ja.

Sie gingen zurück nach Brüssel und lernten Ihre Frau Eliane kennen. Das war auch 1949?

Ja. Ich hab meine Frau kennengelernt bei Freunden. Ich kann mich noch erinnern: Ich hab ihr bei den Latein-Aufgaben geholfen. '55 oder '56 haben wir geheiratet.

Sie haben weiter als Illustrator gearbeitet?

Ich habe Biografien von berühmten Leuten illustriert. Aber damit war nicht viel Geld zu verdienen. Dann hab ich als Werbegrafiker gearbeitet. Aber die Leute waren unfreundlich, die hatten nicht gern Ausländer. Die haben einen Krach aufgebaut. Und da hab ich beschlossen, wegzugehen. Das war in '57.

Ihre Frau war einverstanden, nach Montreal zu gehen?

Ja. Das Leben in Belgien war schwer, nicht nur für die Ausländer.

Sie fuhren mit dem Schiff. Wussten Sie, dass es ein Abschied für immer ist?

Oh ja, das haben wir gewusst.

Wie war die Ankunft?

Es war nicht einfach. Aber nur am Anfang. Zunächst war ich bei einer Fabrik, die hat Bierflaschen hergestellt. Sie machte Pleite. Dann hab ich in einer Papierfabrik gearbeitet. Die haben mich hinausgebissen. Und von da an arbeitete ich in einem Fotogeschäft.

כתיבה וחתימה טובה

Zu den Feiertagen die besten
Wünsche allen Freunden im
In- und Ausland
Pierre Lopper

SOLIDIA Ges.m.b.H.

1220 Wien, Oberfeldgasse 42
wünscht allen Freunden
Schana Tova
Ruben, Neomi, Svetlana
u. Jossi Korab

כתיבה וחתימה טובה

Familie Peter und Gabriella Teichner
er bieten allen Verwandten,
Freunden und Bekannten
zum Jahreswechsel
die besten Glückwünsche

שנה טובה

Jewish Welcome Service
wünscht allen Freunden und
Bekanntn ein glückliches neues Jahr
www.jewish-welcome.at

Varda und Alus Berger wünschen
allen Freunden und Bekannten

כתיבה וחתימה טובה

und ein glückliches
neues Jahr

Dr. Thomas Fried

1010 Wien, Gonzagag. 11,
Tel: 01/533 04 33

wünscht allen Freunden,
Bekanntn und Klienten
ein glückliches neues Jahr

שנה טובה

Familie Lewkowicz
wünscht allen Verwandten und
Freunden ein
glückliches neues Jahr

Schana Towa

wünschen allen Freunden
und Bekanntn

Hanni und Dr. Paul Haber

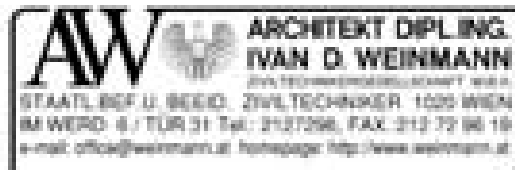
Gertner Immobilien GmbH

PALAIS SCHÖNBURG

IHRE RESIDENZ FÜR EVENTS

<http://www.palais-schoenburg.at>

wünscht allen Geschäftspartnern
und Freunden des Hauses
ein schönes Neues Jahr!



sowie Nadine, Dennis und
Dominic Weinmann

wünschen allen Freunden,
Kunden und Verwandten
ein glückliches Neues Jahr

Dr. Timothy Smolka und Dr. Franziska Smolka
und



Wiener Jüdischer Chor

wünschen allen Freunden und Bekanntn
schöne Feiertage und Schana Tova ve metuka

„Das hier ist meine Mitzwa“

Adam Szyc betreibt das einzige koschere Geschäft in Warschau. Zu Besuch bei einem Mann, der mit viel Humor seine gerade einmal 40 Stammkunden versorgt.

VON MICHAEL LACZYNSKI (TEXT)

UND CHRISTINE WURNIG (FOTOS)

Wer bei Adam Szyc einkaufen möchte, muss erstens ein ausgeprägtes Bedürfnis danach haben und zweitens über einen gut entwickelten Orientierungssinn verfügen. Das liegt beileibe nicht daran, dass das Geschäftslokal von Herr Szyc fernab der Zivilisation läge. Ganz im Gegenteil: Der Ort, um den es hier geht, befindet sich mitten im Zentrum von Warschau, einen Steinwurf vom Kulturpalast entfernt, jenem 230 Meter hohen stalinistischen Wahrzeichen am Ground Zero der polnischen Hauptstadt.

Nein, das Problem von Herr Szyc hat vielmehr damit zu tun, dass seine Lokalität das Gegenteil von dem ist, was Immobilienmakler gemeinhin als „Prime Property“ bezeichnen. Um dorthin zu gelangen, muss man zunächst einmal von der Grzybowska Straße kommend nach rechts abbiegen, dann nochmals nach rechts, einen Schranken passieren, dann einen Parkplatz kreuzen, durch eine kleine Pforte im Zaun am Ende des Platzes und weiter über einen Grünstreifen, scharf nach links und bei der Falafel-Bude wieder rechts. Und dann ist man endlich am Ziel: im einzigen koscheren Geschäft von Warschau.

Wobei Geschäft in dem Zusammenhang ein unter Umständen zu stolzes Wort ist, denn der vor zehn Jahren gegründete Laden ist nichts anderes als eine notdürftig adaptierte Garage. Darin findet der interessierte Besucher eine Vielzahl an jüdischen Souvenirs, weiters ein deutlich geringeres Sortiment an Lebensmitteln (alle im Weckglas oder in der Konserve), eine kleine, aber feine Auswahl koscherer Spirituosen und zu guter Letzt eine Kiste mit frischen Challah, die für die benachbarte jüdische Schule gebacken werden.



Das Jammern ist bekanntlich des Kaufmanns Gruß, doch angesichts dieser Faktenlage drängt sich nichtsdestotrotz die Frage auf, wie man von so einer Garagenfirma überhaupt leben kann. Die Antwort ist simpel: man kann nicht. „Sagen wir es mal so: Trotz der Finanzkrise werfen meine Beteiligungen genug ab, um über die Runden zu kommen“, sagt der Eigentümer mit einem Schmunzeln. Außerdem gebe es glücklicherweise einen Kompagnon, mit dem man das Leid teilen könne. Und so müsse man nicht jeden Tag in der Garage verbringen.

Wozu dann die ganze Mühe? „Es ist zugegebenermaßen ein Blödsinn, aber der Rabbi hat mich dazu überredet, und außerdem habe ich den Markt falsch eingeschätzt“, gesteht Herr Szyk. Die Sache mit der Marktforschung ging folgendermaßen: Dass ein derartiger Laden nicht ausschließlich von der jüdischen Community in Warschau leben können, war von Anfang an klar – denn die Gemeinde ist mikroskopisch klein. Seine Stammkundschaft beziffert der Geschäftsinhaber mit grob geschätzt 40 Personen – streng koscher ist davon weniger als die Hälfte. „Das Judentum in Polen, das ist heutzutage nichts anderes als künstliche Folklore.“

Die große Hoffnung waren jene Reisegruppen aus Israel, die in Warschau die nahe gelegene Synagoge besichtigen. In der Hoffnung auf gutes Geschäft mit den jungen Besuchern deckte sich Szyk mit Erdnussflips der Marke Bamba und mit Limonade ein. „Das hätte ein tolles Geschäft werden können. Stellen Sie sich vor: zehn Reisegruppen pro Tag. Wenn da nur 20, 30 Leute zu uns kommen, dann würde alles wie geschmiert laufen. Aber es verirrt sich kaum jemand hierher. Das ist mein persönliches Waterloo. Ich habe die Bedarfslage offensichtlich falsch eingeschätzt.“ Auch die Versuche der



Geschäftsinhaber Adam Szyk: „Das Judentum in Polen, das ist heutzutage nichts anderes als künstliche Folklore.“



glücklosen Geschäftsmänner, bei den Organisatoren der Gruppenreisen in Israel vorzusprechen und die Werbetrommel für ihren Laden zu rühren, haben bisher nicht gefruchtet.

Somit lebt das Geschäft de facto von polnischen Nichtjuden, die sich bei Szyk mit Nippes eindecken. „Polen ist ein seltsames Land, in dem es einerseits einen weitverbreiteten Antisemitismus gibt, und auf der anderen Seite

ein großes Sentiment zum Judentum als Teil der polnischen Kultur“, sagt Szyk. In den 1990er-Jahren war dieses Sentiment noch besonders stark ausgeprägt: Damals waren koschere Lebensmittel regelrecht en vogue: Es gab koscheres Bier, koscheres Mineralwasser – und vor allem koscheren Wodka. „Jede Brennerei ist damals auf den Zug aufgesprungen: Es gab Wodka Rebekka, Wodka Itzik und so weiter und so fort. Dabei ist es so, dass jeder klare Wodka ohnehin koscher ist“, sagt Szyk. Mittlerweile ist der Trend Geschichte und die Firma Nissenbaum nahe der Stadt Bielsko-Biala die einzige Schnapsbrennerei, die noch deklariert koscheren Wodka herstellt.

Überhaupt, die Versorgungslage. Nachdem in Polen nur zwei Unternehmen – die Firma Polan sowie der Lebkuchenhersteller Kopernik – koschere Lebensmittel für den Export nach Frankreich und in die USA produzieren, müssen Szyk und sein Partner ihr Sortiment aus dem Ausland beziehen. Der „Gefilte Fish Viennese Style“ in der Kühlvitrine wurde in den Vereinigten Staaten in die Dose gesteckt, kam aber über den Umweg Frankreich nach Warschau. Ob Wien nicht eine näher gelegene Versorgungsstelle wäre und zwar nicht nur für den Fisch? „Ich habe schon versucht, Kontakt aufzunehmen, aber bis dato hat mir noch niemand einen Katalog zugeschickt. Außerdem bin ich mir nicht sicher, ob Österreich wirklich billiger ist als Frankreich.“

Trotz dieser widrigen Umstände ist das Aufhören keine Option. „Wissen Sie, dieses Geschäft ist meine ganz persönliche Mitzwa. Hier gedenke ich meiner Vorfahren.“ Doch abgesehen von dieser selbst auferlegten Verpflichtung scheint Herr Szyk auch eine ziemliche Freude daran zu haben, mit seiner Stammkundschaft zu schäkern. Auch wenn es sich dabei um nicht mehr als 40 Personen handelt.

כתיבה וחתימה טובה

Zu den Feiertagen die besten
Wünsche allen Freunden im
In- und Ausland
Pierre Lopper

SOLIDIA Ges.m.b.H.

1220 Wien, Oberfeldgasse 42
wünscht allen Freunden
Schana Tova
Ruben, Neomi, Svetlana
u. Jossi Korab

כתיבה וחתימה טובה

Familie Peter und Gabriella Teichner
erbieten allen Verwandten,
Freunden und Bekannten
zum Jahreswechsel
die besten Glückwünsche

שנה טובה

Jewish Welcome Service
wünscht allen Freunden und
Bekannten ein glückliches neues Jahr
www.jewish-welcome.at

Varda und Alus Berger wünschen
allen Freunden und Bekannten

כתיבה וחתימה טובה

und ein glückliches
neues Jahr

Dr. Thomas Fried

1010 Wien, Gonzagag. 11,
Tel: 01/533 04 33

wünscht allen Freunden,
Bekannten und Klienten
ein glückliches neues Jahr

שנה טובה

Familie Lewkowicz
wünscht allen Verwandten und
Freunden ein
glückliches neues Jahr

Schana Towa

wünschen allen Freunden
und Bekannten

Hanni und Dr. Paul Haber

Gertner Immobilien GmbH

PALAIS SCHÖNBURG

IHRE RESIDENZ FÜR EVENTS

<http://www.palais-schoenburg.at>

wünscht allen Geschäftspartnern
und Freunden des Hauses
ein schönes Neues Jahr!



sowie Nadine, Dennis und
Dominic Weinmann

wünschen allen Freunden,
Kunden und Verwandten
ein glückliches Neues Jahr

Dr. Timothy Smolka und Dr. Franziska Smolka
und



Wiener Jüdischer Chor

wünschen allen Freunden und Bekannten
schöne Feiertage und Schana Tova ve metuka

Vom Stetl in die Traumfabrik

Sie schufen den Mythos Hollywood: Aus ärmlichen Verhältnissen kommend, kämpfte eine Gruppe armer, osteuropäischer Juden um die Erfüllung des Amerikanischen Traums im wahren Leben wie auf der Leinwand.

VON DANIELLE SPERA

„Hollywood ist der Ort, an dem die Menschen sich verwandeln: von Schauspielern in Filmstars, von Menschen in Lichtgestalten. Aus Hollywood kommen Träume – und die werden in unsere Köpfe projiziert.“ Dieses Zitat des bedeutenden Kameramanns und Oscarpreisträgers Michael Ballhaus, versinnbildlicht sehr deutlich den Zauber, den die „Traumfabrik“ seit nunmehr einhundert Jahren auf die

Menschen ausübt. Hollywood, eine Erfolgsstory, geschaffen von einer Gruppe junger Juden. Im ausgehenden 19. Jahrhundert kehrten sie der Armut und Tristesse ihres Lebens in Polen, Weißrussland oder Deutschland den Rücken, in der Hoffnung, eine neue aussichtsreiche Existenz beginnen zu können. Aus Groschenromanen hatten sie von Amerika erfahren – und vom Amerikanischen Traum:

Jeder Mensch könne sich durch moralische Lebensweise, durch harte Arbeit und eigene Willenskraft sein Leben verbessern. Das Streben nach Glück würde dort jedem zugestanden und ist in der Unabhängigkeitserklärung der USA festgeschrieben.

Harry Cohn (Columbia), Samuel Fuchs (Fox), Shmuel Goldfish (Goldwyn), Louis B. Mayer (MGM), Harry, Albert, Sam und Jack Warner

Filmemachen wurde zur Metapher für das eigene Leben, für die imaginäre Verwandlung, der dieses Leben unterworfen wurde. Die jüdischen Filmmogule lebten ihre Filme. Ihr Reichtum war ihr Weg in die vornehme Gesellschaft.

(Warner Bros.), Carl Laemmle (Universal) und Adolph Zukor (Paramount) waren die Studiogründer und Film-Mogule. Ihrem Gespür und ihrem Tatendrang ist die Entwicklung der Filmbranche zu einem aufregenden, weltumspannenden Erfolgsprodukt zu verdanken.

Die auf den ersten Blick recht unterschiedlichen Männer erwiesen sich als homogene Gruppe. Alle waren Juden, die meisten mit osteuropäischen Wurzeln, in bitterer Armut aufgewachsen, mit der Erfahrung des Scheiterns, des Elends und ohne väterliches Vorbild. Und sie alle wollten sich bedingungslos von ihrer Vergangenheit abwenden, sie wollten Amerikaner sein. Durch ihren Drang nach Anpassung hatten sie vielleicht ein besonderes Gefühl für die Hoffnungen, Träume und Ziele der Einwanderer, der Ar-

beiter, des jungen, urbanen, multiethnischen Publikums, denen der Zugang zur Kultur oder zu gesellschaftlichem Status verwehrt war. Zum Film kamen die jüdischen Pioniere zufällig. Sie verdienten ihr Geld im Pelzhandel oder durch Gelegenheitsarbeiten. Die Wundermaschine Edisons hatte noch gar nicht begonnen, Wirkung zu zeigen. Die jungen Einwanderer aber erkannten den Wert der Amüsierhallen und das Potenzial der bewegten Bilder, die ein erschwingliches Vergnügen für die armen Leute waren. Sie funktionierten die Spielsäle in Vorführhallen um, in denen sie kurze Filme zeigten. Das Rezept war, wie es der große Filmpionier und Gründer von Universal, Carl Laemmle, formulierte, einfach: „Nimm Eintritt von den Leuten und bring sie zum Lachen, alle wollen lachen.“

Ihre Armut sahen sie als Chance. Für ihren Start brauchten sie kaum Kapital. Im aufkeimenden Filmgeschäft gab es keine sozialen Schranken, sie wurden als gleichwertig anerkannt. Mit Tatkraft und Geschäftssinn konnten die jüdischen Einwanderer mit wenig Geld viel erreichen, auf einem der wenigen Gebiete, das nicht von der Elite der weißen angelsächsischen Protestanten beherrscht war. Fleiß und Einsatz bringen Erfolg – eben den Amerikanischen Traum. Den Erfolg muss man nur wollen, war ihr Credo.

Diesen Traum, ihr Idealbild von Amerika, ihr Idealbild der Familie, haben sie später in ihren Filmen festgehalten: beständige Beziehungen, starke, anständige Väter, hingebungsvolle Hausfrauen und Mütter, respektvolle und gut erzogene Kinder. Dieses Idealbild des American Way of Life, wie sie sich es vorstellten, hatten sie in ihrer Kindheit nicht einmal annähernd erfahren. Ihre eigenen Väter waren berufliche und familiäre Versager, konnten ihren Kindern keine Wärme und Liebe geben, sie waren daher früh erwachsen geworden. Schon als Jugendliche sind sie in ein komplett neues Leben aufgebrochen und das sollte radikal anders sein, als das alte, nichts sollte mehr daran erinnern. So setzten sie den American Way of Life für sich um: Für die Studiobosse war Familie etwas Heiliges, die klassische Familie, in der sich der Mann um alles kümmert und die Ehefrau zu Hause bei den Kindern bleibt.

So kam es auch, dass jene Männer, die so gar nichts an Familienleben erlebt hatten, ihre Studios wie Familienbetriebe führten. Dort gab es ein enges Gefühl der Zusammengehörigkeit. Aus ihrem Verlangen nach Sicherheit entstand der Wunsch, sich eine Fantasiewelt zu

„Casablanca“ (1942): Die Traumfabrik produziert Stars, Storys und Happy Ends.



schaffen, die auf den eigenen Träumen und Überzeugungen beruhte: Tugend, Familie, Loyalität, Tradition, Amerika! Um Assimilation waren sie geradezu verzweifelt bemüht. Für die sogenannte etablierte amerikanische Gesellschaft blieben die Juden dennoch Außenseiter. Der Film schien das einzige Mittel zur Anerkennung in einer Gesellschaft, an der sie mit allen Mitteln teilhaben, dazugehören wollten.

Für die nichtjüdische bürgerliche Gesellschaft blieben Filme aber nichts weiter als Kuriositäten und vor allem eine Brutstätte für das Laster, für das die Juden verantwortlich gemacht wurden. Die Integration blieb ihnen verwehrt, sie mussten immer mit dem quälenden Gefühl der Benachteiligung und des Außenseitertums kämpfen. Ihr Bedürfnis, in das Innere der Gesellschaft vorzustoßen, spornte sie an, immer mehr zu bieten. Man schrieb sich auf die Fahnen, Qualität zu bieten, nach Perfektion zu streben, Kunst um der Kunst willen zu schaffen, wie das Motto von MGM lautete – *Ars gratia artis*. Carl Laemmle, der Gründer von Universal sagte dazu in einem Interview: „Mir lag viel daran, mir einen Namen zu machen, der für das Beste an Unterhaltung stehen würde, was man irgendwo auf der Welt finden konnte.“

Anfang des 20. Jahrhunderts begann der Weg von der Ostküste in den Westen. In New York hatten sich unter der Leitung von Thomas Edison zwei Filmgesellschaften zusammengeschlossen, um mit allen Patentrechten bestückt den Filmmarkt unter ihre Kontrolle zu bringen. So verlagerten die jüdischen Produzenten kurzerhand ihre Herstellung nach Kalifornien. Die Konstellation dort war wie geschaffen für dieses Metier. Das Leben lief im Vergleich zur Ostküste zwar provin-



Der Älteste unter den Studiogründern: Carl Laemmle, geboren 1867 in Laupheim, verließ seine Vaterstadt im Jahr 1884 als Sechzehnjähriger.

ziell ab, dafür aber umso unkomplizierter. Es gab weniger Vorbehalte gegen Juden. Das Bauland war billig und vor allem das Wetter spielte immer mit – man konnte das ganze Jahr über Dreharbeiten im Freien durchführen. In Hollywood, einem Vorort von Los Angeles, fanden die Produzenten ihr Eldorado. Als wenige Jahre später das Monopol Edisons für ungültig erklärt wurde, waren die Wege für den Erfolg schon längst geebnet. Die großen Studios konnten gebaut, Filme wie am Fließband produziert werden, das Geschäft boomte.

Getrieben von der Angst, dass ihnen alles wieder genommen werden könnte, der Angst vor Einsamkeit, wurden Geschäfte prinzipiell untereinander gemacht. Dass Juden lieber mit Juden arbeiteten, schürte den Antisemitismus, es entstand – auch in Kalifornien – Unmut. Filme wurden als schmutziges Zeug verunglimpft. Die jüdischen Filmemacher seien arrogant, laut und schrill und würden die Mädchen verderben. Auch weiterhin blieb ihnen der Zugang zu guten Schulen und Clubs verwehrt, was die jüdischen Filmogule dazu brachte, sich einen eigenen Club zu gründen, den Hillcrest Country Club. Groucho Marx sagt dazu den vielzitierten Satz: „Ich möchte nicht Mitglied

eines Clubs sein, der mich aufnimmt.“

Die etablierte nichtjüdische Gesellschaft blickt weiterhin mit Geringschätzung auf Hollywood herab. Der erste Tonfilm „The Jazz Singer“ zeigt das komplexe Verhältnis zwischen der assimilierten Lebensweise und der Vergangenheit. Kein anderer Film macht die Schwierigkeit, mit sich ins Reine zu kommen, besser deutlich. Das Judentum steht für die Vergangenheit, das Showgeschäft für die Zukunft. Gefangen zwischen altem und neuem Leben gerät der Jazzsinger in einen Gewissenskonflikt. Am Broadway hat er Karriere gemacht und nun soll er ausgerechnet am höchsten jüdischen Feiertag, dem Jom Kippur, an dem Arbeit für Juden verboten ist, dort auftreten. Doch in diesem Film gibt es ein Happy End: Der Jazzsinger kann zu Jom Kippur in der Synagoge singen, die Premiere seiner Show wird auf den nächsten Abend verschoben. Die wichtigste Botschaft dieses Films ist das Credo der jüdischen Produzenten: Amerika kann uns neu definieren, neu erschaffen. In diesem ersten Tonfilm finden die Spannungen zwischen Pflicht und Ehrgeiz, alt und neu, Judentum und Amerika den klarsten, exemplarischen Ausdruck.

Filmemachen wurde zur Metapher für das eigene Leben, für die imaginäre Verwandlung, der dieses Leben unterworfen wurde. Die jüdischen Filmogule lebten ihre Filme. Ihr Reichtum war ihr Weg in die vornehme Gesellschaft, es war ihr Weg, sich aus dem osteuropäischen Judentum heraus- und nach Amerika einzukaufen. Die Söhne der Studiobosse bekamen eine gute Ausbildung, die Rolle der Töchter blieb auf den Haushalt beschränkt, die Familien lebten wie Vögel im goldenen Käfig. Das gesamte Leben wurde zur Inszenierung. Privater

Für die sogenannte etablierte amerikanische Gesellschaft blieben die Juden dennoch Außenseiter. Der Film schien das einzige Mittel zur Anerkennung in einer Gesellschaft, an der sie mit allen Mitteln teilhaben, dazugehören wollten.

Umgang diene in erster Linie dazu, den eigenen Status zur Schau zu stellen, nur der Erfolg zählte, eine stehende Redewendung spricht von der „Generation von Polen zum Polo“. Die Nachahmung der Ostküsten-Aristokratie sollte die Tore zur Gesellschaft aufstoßen, doch haften dem Showgeschäft weiterhin ein Makel an. Auch wenn sich die jüdischen Filmmogule mit dem Wils-hire Boulevard Temple eine eigene Synagoge schufen, die von einem Filmausstatter mit gigantischen biblischen Szenen ausgestattet wur-

ten, das wichtige jüdische Pessachfest mit seinen feierlichen Sederabenden wurde nicht begangen. Ihr schwieriger Umgang mit der eigenen Religion führte dazu, dass sich abgesehen vom „Jazzsinger“ in kaum einer Hollywood-Produktion der 1920er- und 30er-Jahre jüdische Charaktere finden. Obwohl die Produzenten, viele Schauspieler und Regisseure Juden waren, wollten sie alles Jüdische aus ihrem Bild Amerikas löschen und ausblenden. Erst das Aufkommen des Nationalsozialismus und der Holocaust sorgen

lern und Regisseure gelingt es, Hollywood zu erreichen, vielen steht dort eine große Karriere bevor. Der Holocaust allerdings wird in den Filmen erst spät thematisiert. In den frühen 50er-Jahren setzte der republikanische Senator Joseph McCarthy mit seiner erbarmungslosen Kampagne gegen Kommunisten die Studiochefs unter Druck. Juden und Kommunisten wurden in dieser Hetzjagd in einem Atemzug genannt. Hollywood wurde zum idealen Opfer, die Filmmogule von ihrer Angst eingeholt. Viele von ihnen wollten sich nicht verdächtig machen, sondern sich als besondere Patrioten hervortun. So schwärzten viele Studiobosse ihre Kollegen an oder denunzierten sie. Mit diesem dunklen Kapitel geht auch das Goldene Zeitalter Hollywoods zu Ende, den Söhnen der Studiogründer sind die Fußstapfen ihrer Väter zu groß. Nach einer Klage erklärt der Oberste Gerichtshof der USA die Trennung der Studios von den Kinoketten. Das bestehende Studiosystem wird aufgelöst, zusätzlich sorgt der Siegeszug des Fernsehens für den Niedergang der Filmindustrie.

Doch nur vorübergehend. Denn mit Produzenten wie Lew Wasserman oder Regisseuren wie Billy Wilder oder später Steven Spielberg und Woody Allen, deren Filme große Begeisterung auslösen, erholt sich die Industrie und wieder sind es oft Filme mit den Inhalten der Gründerväter, die für Furore sorgen: Aus ärmlichen Verhältnissen kommend, kämpft man um Erfüllung eines Traums und gelangt schließlich zum Erfolg – Happy End garantiert. Heute gehören die Studios in Hollywood riesigen Medienkonzernen, eine gigantische Unterhaltungsindustrie, die global agiert. „Hollywood ist der imaginäre Ort, an dem Träume Gestalt annehmen,



Die Weltpremiere von „The Jazz Singer“ in New York am 6. Oktober 1927 im Warner Theatre an der 7th Avenue.

de und einen eigenen Rabbiner für sich hatten, fühlten sie sich dem Filmbusiness mehr verpflichtet als dem Judentum. Selbstverständlich wurde an Tagen, an denen laut jüdischer Religion keine Tätigkeit verrichtet werden darf, wie am Schabbat oder Jom Kippur, gearbeitet. Das größte Fest, das in den Studios groß gefeiert wurde, war Weihnach-

dafür, dass eine Diskussion über die Darstellung von Juden im Film beginnt. Vorerst ringen sie sich nur sehr zögerlich durch, in Filmen gegen den Nationalsozialismus aufzutreten. Jedenfalls helfen sie – auch durch großzügige finanzielle Hilfe – mit, Juden aus ihren Heimatorten die Flucht in die USA zu ermöglichen. Vielen jüdischen Schauspiel-

Auch wenn sich die jüdischen Filmmogule mit dem Wilshire Boulevard Temple eine eigene Synagoge schufen, fühlten sie sich dem Filmbusiness mehr verpflichtet als dem Judentum.

die Traumfabrik der Welt und doch auch nur das Synonym für einen lukrativen Wirtschaftszweig der USA, die Filmwirtschaft“, sagt der Filmwissenschaftler Jan Christopher Horak. Geprägt wurde die Traumfabrik von den großen jüdischen Produzenten der Gründerjahre. Sie wollten vor allem nicht als die Geschäftemacher gesehen werden. Ihrem Einfallsreichtum und ihrer Fantasie durfte nichts im Weg stehen, die Regisseure betrachteten sie als Befehlsempfänger. So begann der Produzent Harry Cohn zu toben, als die Schauspielerinnen Shelley Winters schwärmte, Frank Capra sei das Meisterwerk „Es geschah in einer Nacht“ zu verdanken. „Ich habe den Film gemacht. Capra hat nur Regie geführt. Vergessen Sie nie,

dass der Produzent der wichtigste Mann bei einem Film ist!“ Lebendig bleibt bis heute der Traum. Die Kreativität einer Gruppe osteuropäischer Juden, die vor einhundert Jahren in Amerika ihr eigenes Leben neu erfinden wollten und damit bis heute die Fantasie der Menschen beflügelt. Dass das in Europa nicht möglich war, beschreibt der deutsche Regisseur Wim Wenders – nicht ganz ohne Enttäuschung – in einem Essay: „Keine andere Kultur hat heutzutage so viel Macht wie die des Bildes. Bücher, Zeitungen, Theater ... nichts kommt auch nur annähernd heran an die Macht der bewegten Bilder, des Kinos und des Fernsehens. Warum ist nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt

„ins Kino gehen“ synonym mit „einen amerikanischen Film sehen“?! Weil die Amerikaner schon vor langer Zeit begriffen und das radikal umgesetzt haben, womit die Menschen bewegt werden, womit man sie zum Träumen bringt. Der ganze „Amerikanische Traum“ ist eine Erfindung des Kinos, den inzwischen die ganze Welt träumt.“ Wenders stellt die Frage: „Wer träumt den ‚Europäischen Traum‘? Überlässt Europa das Schlachtfeld der Bilder den anderen?“ Vielleicht ist diese Frage aber ganz einfach zu beantworten. Die (ost-)europäischen Juden haben ihren Traum nach Amerika mitgebracht. Dort – und vermutlich nur dort – konnten sie verwirklichen, was Europa ihnen verwehrt hat.

BIGGER THAN LIFE. 100 Jahre Hollywood. Eine jüdische Erfahrung

19.10.2011 - 15.04.2012

Jüdisches Museum Wien
Dorotheergasse 11
1010 Wien

Öffnungszeiten:
Sonntag bis Freitag,
10:00-18:00 Uhr
Samstag geschlossen

www.jmw.at; info@jmw.at

BIGGER THAN LIFE ist eine Ausstellung über eine der wichtigsten Kulturgeschichten des 20. Jahrhunderts und führt die BesucherInnen hinter die Kulissen. Zu sehen sind wesentliche Filme, riesige, bisher noch nie gezeigte Filmplakate aus der Stummfilmzeit und überraschende Exponate.



„Verlorene Menschen“: Jüdische Blinde unter dem NS-Regime

Sie wurden doppelt zu Opfern, weil sie dem Terror der Nazis ausgeliefert waren. Nur wenige schafften die Flucht, denn niemand wollte sie aufnehmen. So blieben sie zurück, allein und ohne Zufluchtsort. Gisela Kaufmann war eine von ihnen.

VON STEFFEN ARORA

Es muss wohl im Juli 1938 gewesen sein, als diese Aufnahme entstanden ist. Eine junge Frau hat erreicht, was zu dieser Zeit nur wenige Frauen schafften. Sie hat am 6. Juli 1938 an der Universität Graz zur Doktorin im Fach Germanistik promoviert. Dennoch wirkt sie auf dem Bild nicht glücklich, nicht stolz ob ihres Sieges über die verhärmten Konventionen einer Gesellschaft, die die ersten Schritte zum völligen Kollaps längst gesetzt hat. Stattdessen scheint sich Gisela Kaufmann an ihrer hart erkämpften Urkunde festzuklammern, sie scheint sich verstecken zu wollen vor dem, was ihr dort draußen droht. Gisela Kaufmann war blind und Jüdin. Und gut drei Jahre nachdem diese Aufnahme entstanden ist, war Gisela Kaufmann tot.

Über das Leben dieser außergewöhnlichen jungen Frau, die 1907 in Graz geboren worden war, ist fast nichts bekannt. Beinahe wäre die Erinnerung an sie völlig verblasst. Hätte nicht die Historikerin Barbara Hoffmann im Zuge der Recherchen für ihre Dissertation zum Thema

„Zwischen Integration, Kooperation und Vernichtung: Blinde Menschen in der ‚Ostmark‘“ zufällig Spuren von Kaufmanns Leben entdeckt. Ein paar Zahlen, ein Name, ein Ort: das „Israelitische Blindeninstitut“ auf der Hohen Warte in Wien. Dort, wo heute das Bezirkspolizeikommissariat Döbling logiert, verstarb Gisela Kaufmann am 3. Oktober 1941. Zu diesem Zeitpunkt war aus der einst weltweit renommierten Einrichtung für Blinde und sehbehinderte Menschen ein überfülltes und würdeloses Heim für jene Jüdinnen und Juden geworden, die sich selbst nicht helfen konnten und auch niemanden mehr hatten, der dies tun hätte können. Unter der Leitung von Simon Heller und später Siegfried Altmann erlangte das „Israelitische Blindeninstitut“ Weltruf als fortschrittlichste Einrichtung seiner Art. Hier wurden Begriffe wie Self-Empowerment gelebt, bevor sie als solche erfunden waren. Doch Gisela Kaufmann erlebte eine andere Realität. Die Nazis hatten das Haus 1939 zur schieren Aufbewahrungsstätte für Blinde, Behinderte und Alte umfunktioniert. Ab 1941 begannen sie

damit, die Bewohner zu deportieren und zu ermorden.

Die Historikerin Barbara Hoffmann hat das Schicksal Blinder jüdischer Herkunft in ihrer Arbeit behandelt. Denn die alltäglichen Schikanen trafen sie noch härter. Sie wurden ihrer Wohnungen beraubt und verloren damit ihr vertrautes Umfeld, was für Menschen ohne Sehvermögen eine regelrechte Katastrophe ist. Viele waren zudem auf sich allein gestellt. Denn eine Flucht war in der Regel unmöglich. Grund dafür waren die rigorosen Migrationsbestimmungen in den Aufnahmeländern. Blinde galten als nicht erwerbsfähig, daher stellte niemand Visa für sie aus, auch wenn es sich um flüchtende Jüdinnen und Juden handelte. Gisela Kaufmann ereilte genau dieses Schicksal. Ihre Geschwister waren bereits in den 1920er-Jahren nach Kanada ausgewandert. Kaufmann wollte 1938 mit ihrem Vater folgen. Doch während der Vater ein Visum erhielt, wurde es der Tochter verweigert, weil sie blind war. So ließ er sie notgedrungen zurück, auf sich allein gestellt und mit der Ver-

Unter der Leitung von Simon Heller und später Siegfried Altmann erlangte das „Israelitische Blindeninstitut“ Weltruf als fortschrittlichste Einrichtung seiner Art. Hier wurden Begriffe wie Self-Empowerment gelebt, bevor sie als solche erfunden waren.

folgung durch das NS-Regime konfrontiert. Ein ungleicher und aussichtsloser Kampf, den sie nur verlieren konnte. Doch sie nahm ihn auf.

Vieles in Kaufmanns Biografie ist bis heute ungeklärt. „Wir wissen nicht, wann sie erblindet ist“, sagt Historikerin Hoffmann. Am wahrscheinlichsten sei die These, dass die junge Frau während ihres Studiums ihr Sehermögen verlor. „Womöglich aufgrund eines Tumors.“ Die Historikerin konnte nur einen einzigen noch lebenden Verwandten Kaufmanns in Kanada aufspüren. Reuben Kaufmann, der Neffe von Gisela. Doch weil seine Eltern Österreich bereits in den 1920er-Jahren verlassen hatten, weiß er nur sehr wenig über seine Tante. Gesichert ist, dass Gisela Kaufmann von Graz nach Wien übersiedelte. Dort kam sie im einstigen Israelitischen Blindeninstitut unter, das die Nazis zu einem Heim umfunktioniert hatten. Die Lebensbedingungen im völlig überfüllten Haus müssen schrecklich gewesen sein. Viele der dort Unterkommenen waren alt, gebrechlich oder anderweitig beeinträchtigt und eigentlich auf Pflege angewiesen. Dazu kamen über 100 Blinde oder hochgradig Sehbehinderte. Dass auch in einer solch verzweifelter Situation der Hunger nach Leben dominiert, zeigt Gisela Kaufmanns Schicksal. Die junge Frau lernte im Haus auf der Hohen Warte einen gewissen Oskar Zeckendorf kennen. Er war 20 Jahre älter als sie und ebenfalls blinder Jude. Am 7. Mai 1941 heirateten die beiden. Woher Zeckendorf stammte, ist ungeklärt. „Ich konnte bislang keine weiteren Details zu seiner Biografie finden“, sagt Historikerin Hoffmann. Sie hofft, dass das Buch zu ihrer Dissertation, das im Dezember 2011 erscheinen wird, Menschen erreicht, die mehr zur Person Oskar Zeckendorfs oder Gisela Kaufmanns wissen.

Denn die Opfer der Nazis vor der Vergessenheit zu bewahren, sieht Hoffmann als ein Ziel ihrer Arbeit.

Und die Historikerin hatte während ihrer fünf Jahre dauernden Recherche genau damit zu kämpfen: „Weil die Quellenlage zu diesem Thema sehr schlecht ist. Denn leider haben kaum Blinde jüdischer Herkunft die Naziherrschaft überlebt.“ In ihrer Dissertation, die im Mai dieses Jahres mit dem Emma Rosenberg För-



FOTO ©: ARCHIV.B. HOFFMANN

Gisela Kaufmann war blind und Jüdin. Und gut drei Jahre, nachdem diese Aufnahme entstanden ist, war Gisela Kaufmann tot.

derpreis der Universität Wien ausgezeichnet wurde, hat Hoffmann aber einen wichtigen Teil zum Bewahren und Aufarbeiten dieser Geschichte beigetragen. Wobei sie nicht nur das Schicksal Blindler mit jüdischem Hintergrund, sondern auch das der Kriegsblinden behandelt und auch die Geschichte jener,

nicht jüdischer Blinden, die dem Regime mehr oder weniger treu ergeben waren. Hoffmann nennt sie „Akteure“. Die Nazis hätten gegenüber diesen Blinden einen „utilitaristischen Ansatz“ vertreten, sagt Hoffmann. Man wollte sie auf Linie bringen und für das Regime nutzbar machen. Nicht umsonst war Hitlers „Mein Kampf“ das meistgedruckte Buch in Brailleschrift im damaligen „Dritten Reich“.

Gisela Kaufmanns Spur verliert sich am 3. Oktober 1941. Knapp fünf Monate nach ihrer Hochzeit ist sie im Heim auf der Hohen Warte verstorben. Über die Umstände ihres Todes ist nichts bekannt. Ihr Ehemann, Oskar Zeckendorf, wurde am 24. September 1942 nach Theresienstadt deportiert, wo er am 28. April 1943 verstarb. In Wien erinnert heute ein Gedenkstein an 144 blinde Holocaustopfer. Wie man auf diese Zahl kam, weiß niemand. In der damaligen „Ostmark“, so schätzt Hoffmann, haben rund 200 Blinde jüdischer Herkunft gelebt sowie rund 20 „kriegsblinde“ Juden. Davon waren 120 im Jahr 1941 im Haus auf der Hohen Warte untergebracht. Was aus ihnen wurde, ist unklar oder nur in Bruchstücken überliefert. Ein Betroffener schrieb angesichts des Schicksals der blinden Juden unter dem Naziregime von „verlorenen Menschen“. Nun gilt es, sie nicht zu Vergessenen werden zu lassen.

Im Dezember 2011 erscheint im Studienverlag das Buch zur Dissertation von Barbara Hoffmann unter dem Titel: **Zwischen Integration, Kooperation und Vernichtung: Blinde Menschen in der „Ostmark“**. Leserinnen und Leser, die mehr zum Schicksal der hier genannten Personen wissen, können sich über die NU-Redaktion mit ihr in Verbindung setzen.

Alles, nur kein glattes Popsternchen

Die britische Musikerin mit jüdischen Wurzeln Amy Winehouse hinterlässt ein zwar kleines, aber sehr persönliches Œuvre.

VON HERBERT VOGLMAYR

Als die 19-jährige Musikerin Amy Winehouse 2003 in einem britischen Fernsehstudio mit ihrem Debütalbum vorgestellt wurde, war sie für die Musikkritik die erste große Überraschung der Nullerjahre. Die blutjunge Newcomerin, in einer jüdischen Familie in London Southgate aufgewachsen, war kein oberflächliches, glattes Popsternchen ohne Profil, sondern eine hochbegabte Musikerin, die schon beim Debüt einen eigenen Stil erkennen ließ und eine faszinierende Stimme hatte. „Winehouse klingt, als wäre sie tausend Mal in verrauchten Jazzclubs aufgetreten“, schrieb der „Guardian“. „Frank“ (ehrlich, direkt) nannte sie ihr erstes Album und so wollte sie auch Musik machen, sagte sie, emotional und direkt, wie es der geliebte Jazz schon als Kind für sie gewesen sei. Sie bezeichnete sich selbstbewusst als Jazzsängerin und ordnete sich in der Tradition des Soul ein, einem Musikstil, dessen Geschichte eng verknüpft ist mit dem Kampf der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung gegen Rassentrennung und für Gleichberechtigung. Frech und talentiert schrieb sie kritische Texte, etwa für den Song „Fuck Me Pumps“, in dem sie sich mit deftiger Ironie über High Heels, Gucci-Taschen, Silikonbrüste

und One-Night-Stands lustig macht – „You all look the same in your Fuck Me Pumps“.

Mit ihrem zweiten Album löste die „Soul-Göre“ dann ein, was sie mit dem Debütalbum versprochen hatte. „Back to Black“, 2006 erschienen, wurde ein Welterfolg und machte sie zum Superstar. Es gehört zu den erfolgreichsten Alben der jüngsten Musikgeneration, wurde millionenfach verkauft, mit fünf Grammys geadelt und belegte in den Welt-Jahresendcharts 2007 den ersten und 2008 den zweiten Platz. Der Song „Love is a Losing Game“ wurde 2008 als bestes Lied in sowohl musikalischer als auch textlicher Hinsicht ausgezeichnet. Sie trat beim Benefizkonzert zu Ehren Nelson Mandelas an seinem 90. Geburtstag auf, wurde im Wachfigurenkabinett Madame Tussauds verewigt und sollte den Titelsong zum James-Bond-Film „Ein Quantum Trost“ singen. Letzteres scheiterte aber an ihrem damaligen Gesundheitszustand.

Winehouse wurde sowohl in den Musikfeuilletons als auch in der Regenbogenpresse gefeiert. Letztere war jedoch weniger an dem kleinen, großen Musikwunder interessiert als vielmehr an ihrem Alkohol- und Drogenkonsum und ihrem extravaganen Äußeren, mit dem sie teil-

weise stilprägend wirkte, indem sie etwa ein Revival der Beehive-Frisur aus den 60er-Jahren (von engl. „beehive“ für Bienenstock) auslöste. Karl Lagerfeld übernahm ihren Stil bei einer Chanel-Modenschau 2007, bei der die Models Beehives trugen und wie Winehouse geschminkt wurden. Anna Wintour, die Chefredakteurin der US-Ausgabe der „Vogue“, lobte ihr Auftreten und warb sie für die Zeitschrift an. Und mittendrin in diesem ganzen Rummel ein junger Mensch, der in Interviews des Öfteren ganz offen zugab, wie schwierig es sei, das Leben zu meistern.

Wer genau hinhörte, konnte schon in „Back to Black“ Anzeichen dafür erkennen, dass schwere Zeiten bevorstehen sollten. Kündigt sie im Song „Rehab“ noch trotzig an, dass sie keinesfalls auf Reha gehen werde, so taucht im Titelsong eine sehr düstere Perspektive auf. „Back to Black“ ist nicht nur ein Hinweis darauf, dass ihre Musik an afroamerikanischen Musikstilen wie Blues, Jazz und Soul orientiert ist, sondern in diesem Fall wohl auch eine Chiffre für menschliches Scheitern. Mit widerspenstig rauher Stimme singt da eine Frau, deren Geliebter zur Anderen zurückgegangen ist:

„You go back to her, and I go back to – black“, also: „Du gehst zurück zu

ihr, und ich geh zurück ins – Schwarze“, wobei der Bindestrich hier im Text für eine düstere musikalische Zäsur steht, die sie einlegt, bevor das Wort über ihre Lippen kommt, gleich sieben Mal hintereinander – wie eine kurze Schreckstarre vor der furchtbaren, unvermeidlichen Konsequenz, jetzt ins Dunkle, ins Finstere gehen zu müssen. Sie sollte nicht mehr dauerhaft von dort zurückkehren. Die folgenden Jahre waren geprägt vom Kampf gegen Alkohol und Drogen, gegen Magersucht, Bulimie und schwere Erschöpfungszustände. Die diesjährige Comeback-Tournee begann bereits beim ersten Konzert in Belgrad desaströs und musste nach wenigen Liedern abgebrochen und schließlich ganz abgesagt werden. Am 23. Juli 2011 hätte sie im Rahmen dieser Tournee beim Jazzfest im burgenländischen Wiesen auftreten sollen. Es wurde jedoch ihr Todestag. Amy Winehouse starb im Alter von 27 Jahren, die Urne mit ihrer Asche wurde auf dem Edgwarebury Jewish Cemetery in London beigesetzt. Nach einer Kunstdefinition von Charles Baudelaire ist die Modernität das Vorübergehende, das Entschwindende, das Zufällige und damit die Hälfte der Kunst, die andere Hälfte ist das Ewige und Unabänderliche. Bei all dem dröhnenden Medienrummel um ihre Person ist vielleicht ein wenig untergegangen, dass Amy Winehouse mit ihren 27 Jahren ein zwar kleines, aber sehr persönliches Œuvre hinterlassen hat, von dem gewiss einiges bleiben wird. Sie wurde kurz nach ihrem Tod „Mitglied“ im sogenannten „Club 27“, auch „Forever 27 Club“ genannt. Zu diesem fiktiven Klub werden namhafte Musiker (vor allem Rock- und Bluesmusiker) gezählt, die in diesem Alter zu Tode kamen. Amy Winehouse befindet sich dort in Gesellschaft von Musikern wie Jimi Hendrix, Janis Joplin, Brian Jones und Jim Morrison.



FOTO ©: DPA

XING

EIN KULTURMAGAZIN

10601



#19

SMART URBAN LIVING

20

WIE GERECHT SIND WIR

ABO :: XING.CURBS.AT



Mehr Schein als Sein

Das Jewish Museum of Australia in Melbourne bietet hübsch aufbereitete Grundsatzinformationen über das Judentum, aber nicht viel mehr.

VON RUTH EISENREICH (TEXT UND FOTOS)

Erkundigt man sich bei den Bewohnern Melbournes nach dem Stadtteil St. Kilda, bekommt man widersprüchliche Antworten: „Ein Emigrantenviertel“, hört man da, aber auch „viele Ausgehlokale“; „alternative Subkultur“, aber auch „Strand und betrunkene Rucksacktouristen“; „hip und teuer“, aber auch „Junkies und Prostituierte“. Als das jüdische Viertel, das es von Mitte des 19. bis weit ins 20. Jahrhundert hinein war, sieht St. Kilda heute kaum noch jemand. Die jüdische Gemeinde hat sich weiter stadtauswärts verlagert. Geblieben sind die 1872 erbaute Synagoge der modern-orthodoxen St. Kilda Hebrew Congregation und ein Schild mit der

Aufschrift „Wir führen koschere Produkte“ an der Tür des 7-Eleven-Supermarktes eine Straße weiter. Zwischen Synagoge und Supermarkt steht seit 1995 das Jewish Museum of Australia. Dem hochtrabenden Namen zum Trotz findet es im ersten Stock eines unauffälligen zweistöckigen Gebäudes Platz.

Im Erdgeschoß des Gebäudes befinden sich ein Raum für Wechselausstellungen, eine nur nach Voranmeldung benützbare kleine Bibliothek und eine Münzsammlung, bestehend aus neun Münzen. Die ständige Ausstellung befindet sich im ersten Stock. Hier spaziert der Besucher zunächst durch die Geschichte des Juden-

tums: Ein in warmen Orangetönen gehaltener Gang mit geschwungenen Wänden bildet die „Zeitleiste der jüdischen Geschichte“. Am Boden sind in knappen Worten wichtige historische Daten festgehalten, Wandtafeln liefern Zusatzinformationen. Gegen Ende des Ganges durchbricht als Symbol für die Shoah ein rechteckiges graues Tor die Gemütlichkeit der geschwungenen orangen Wände. Auf einem bedrückenden Gemälde des Künstlers Jacques Wengrow drängen sich stellvertretend für die sechs Millionen im Holocaust ermordeten Juden über 6.000 Figuren in düsterem Schwarzweiß auf engstem Raum. Es ist die einzige bildliche Darstel-

Die „Timeline of Jewish History“ gibt einen Überblick über 2000 Jahre jüdische Geschichte.



lung des Holocaust im Jewish Museum of Australia. Hier gibt es keine Fotos von Brillenbergen oder ausgegelbten KZ-Häftlingen, die Schoah spielt hauptsächlich als ein Grund für die Immigration europäischer Juden eine Rolle – vor allem im auf die Zeitleiste folgenden Raum, der sich mit der Geschichte der Juden in Australien beschäftigt.

Die ist so alt – oder jung – wie die Geschichte der britischen Besiedelung Australiens. Zwölf Juden sind an Bord der First Fleet, die im Jahr 1788 die ersten britischen Gefangenen in die neue Strafkolonie bringt. Insgesamt kommen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, als Großbritannien die Deportation von Sträflingen nach Australien aufgibt, etwa 800 jüdische Gefangene nach Australien. Die meisten sind ungebildete Arbeiter mit geringen Kenntnissen der jüdischen Tradition, die ohne Gebetsbücher, Tefillin oder Mesusot in Australien ankommen und in den ersten Jahren zu sehr mit Überleben beschäftigt sind, um sich um ihre jüdische Identität zu sorgen.

Jüdisches Leben entwickelt sich in Australien erst ab den 1820er-Jahren. Unter den freien Siedlern, die nun nach Australien einwandern und unter anderem Melbourne gründen, und unter den Goldgräbern, die ab den 1840er-Jahren kommen, sind auch einige Tausend Juden. Die ersten Synagogen und Friedhöfe werden gegründet, wie überall auf der Welt hauptsächlich in den größeren Städten – heute leben 90 Prozent der gut 100.000 australischen Juden in Sydney und Melbourne.

Bis 1933 bezeichnen sich die meisten australischen Juden als modern-orthodox, streben aber mehr nach Assimilierung in der australischen Gesellschaft denn nach einem religiösen

Lebensstil. Erst die Holocaust-Flüchtlinge und -Überlebenden und die Emigranten aus dem kommunistischen Osteuropa bringen das progressive, aber auch das ultraorthodoxe Judentum nach Australien und machen das jüdische Leben vielfältiger. Heute sorgen vor allem Immigranten aus Russland, Israel und Südafrika für das Wachstum der jüdischen Gemeinde Australiens.

Das Jewish Museum of Australia präsentiert die gesamte Geschichte des australischen Judentums in einer einzigen riesigen Glasvitrine. Fotos und Dokumente kämpfen hier mit dutzenden Texttafeln um die Aufmerksamkeit des Besuchers, eine Chronologie oder sonstige Ordnung ist kaum erkennbar. Viel Wert wird auf einzelne Lebensgeschichten gelegt, die mit Fotos, Dokumenten und Tonaufnahmen präsentiert werden. Allein mit der Betrachtung dieser Lebensgeschichten könnte man Stunden verbringen – wenn einen die monotone Dauerbeschallung mit den immer gleichen zwei Sätzen („You never know where the journey of life is going to lead you. This country – Who’d have thought I’d come to call it home?“) nicht recht schnell in die Flucht schlägt. Schade, dass ausgerechnet jener Teil des Jewish Museum of Australia, der nicht auch in hundert anderen jüdischen Museen der Welt in ähnlicher Form existiert, so lieblos mit Informationen überfrachtet wurde.

Immer wieder betont wird im Jewish Museum of Australia, wie gut Juden in Australien aufgenommen worden

Die im Museum ausgestellte Bimah stand früher in einer Adelaider Synagoge, die Torah stammt aus dem Italien des 17. Jahrhunderts.



SERIE JÜDISCHE MUSEEN:

Bisher erschienen:

NU 44 Eisenstadt
 NU 43 Philadelphia
 NU 42 Frankfurt
 NU 41 Bratislava
 NU 40 Rom

NU 39 Südafrika
 NU 38 Oslo
 NU 37 Sarajevo
 NU 36 Barcelona
 NU 35 Kopenhagen

NU 34 London
 NU 33 Hohenems
 NU 32 Buenos Aires
 NU 31 Wien
 NU 30 Basel

NU 29 Sydney
 NU 28 München
 NU 27 Berlin

seien und wie wohl sie sich hier auf Anhieb gefühlt hätten. Die dunkleren Seiten der Geschichte bleiben dabei fast vollkommen ausgeklammert: Der Antisemitismus, der um die Jahrhundertwende den vor den Pogromen in Osteuropa fliehenden Juden entgegenschlug; die Vorurteile und Unterstellungen, mit denen Medien und Politiker in den 1930er- und 1940er-Jahren Stimmung gegen jüdische Flüchtlinge machten; und die Angriffe auf jüdische Einrichtungen in den letzten zwanzig Jahren. Unter anderem wegen einer strikten Quotenregelung schafften es von 1933 bis 1945 nur etwa 8.000 Juden, nach Australien einzuwandern. Deutsche, österreichische und ungarische Juden wurden als „feindliche Ausländer“ eingesperrt. Auch nach dem Krieg waren jüdische Immigranten in Australien unerwünscht. Heute betont das offizielle Australien seinen Stolz auf die kulturelle Diversität des Landes und doch gab es in den letzten zwanzig Jahren dutzende Brandanschläge auf Synagogen und andere jüdische Einrichtungen, Bombendrohungen, Grabschändungen und kör-

perliche Gewalt gegen Juden. All das handelt das Jewish Museum of Australia in einem Satz („Anti-Jewish sentiments and occasional acts of violence have also been a constant of Australian Jewish life“) ab.

Zwei kleine Räume bringen dem Besucher des Museums anschließend den jüdischen Jahresablauf und die rituellen Aspekte des jüdischen Lebens von der Beschneidung über die Hochzeitszeremonie bis zum Begräbnis nahe. Die Erklärungen sind für Besucher mit wenig Wissen über das Judentum gedacht: Sie bleiben oberflächlich, fassen aber die wichtigsten Informationen präzise zusammen. Das Bemühen um eine kreative Präsentation des Materials ist überall erkennbar: auf den unzähligen Videobildschirmen, Audiodokumenten und Touchscreens, im beweglichen Diorama eines Hochzeitspaares und in etwas willkürlich wirkenden Einrichtungen wie dem Schiffsrad, das der Besucher drehen muss, um etwas über die jüdische Einwanderung nach Australien zu erfahren.

Im Eintrittspreis des Museums inkludiert ist eine Führung durch die Sy-

nagoge der St. Kilda Hebrew Congregation, die allerdings nicht immer zu den angekündigten Zeiten stattfindet. Ein engagierter älterer Herr begleitet die Besucher ehrenamtlich in die hübsche neobyzantinische Synagoge und beantwortet freundlich allgemeine Fragen, scheint aber selbst kein besonders profundes Wissen über das Judentum oder die Synagoge zu haben. Ästhetisches Vergnügen und Grundsatzinformationen, aber für einigermaßen informierte Besucher wenig Neues: Die Synagogenführung fügt sich perfekt ins Gesamtbild des Jewish Museum of Australia.

JEWISH MUSEUM OF AUSTRALIA

PO Box 117
 26 Alma Rd St Kilda Victoria 3182
 Melbourne, Australien
 Telefon: +61 3 8534 3600
www.jewishmuseum.com.au
 Öffnungszeiten:
 Dienstag bis Donnerstag 10 bis 16 Uhr
 Sonntag 10 bis 17 Uhr



Verpackung & Versand



MAIL BOXES ETC.®

**Zum Neuen Jahr wünscht
 Dana & Mag. Daniel Deutsch
 alles Gute!**

**Zerbrechliche, sperrige oder
 empfindliche Sendungen?
 Überlassen Sie Verpackung und Versand
 den Experten von MBE!**

**Wir bieten Ihnen individuelle Lösungen für jeden
 Versand und Verpackung, weltweit an.**

Gonzagagasse 16
 1010 Wien
 Tel. 01 533 81 07-18
works.boerse@chello.at

Walfischgasse 6
 1010 Wien
 Tel. 01 512 88 55
mbe.works@chello.at

Dresdnerstrasse 60
 1200 Wien
 Tel. 01 333 63 93-33
mbe0033@mbe.at

... aber doch nicht so!

Was dachten Wehrmachtssoldaten über den Holocaust?
Die Protokolle abgehörter deutscher Kriegsgefangener
legen es offen und liefern Erkenntnisse, die auch heute gültig sind.

VON CORNELIA MAYRBÄURL

Um mit der großen Ausnahme zu beginnen: „Grundsätzlich, diese ganze Rassengeschichte bei uns halte ich für verfehlt. Dass der Jude der Träger von grundsätzlich nur schlechten Eigenschaften ist, ist doch Wahnsinn“, sagt Infanterieoberleutnant Bentz am 16. April 1943. Er befindet sich in britischer Kriegsgefangenschaft und unterhält sich mit einem Luftwaffenoberleutnant namens Fried. Dass sie abgehört werden, wissen die beiden nicht. Fried erzählt von der Erschießung von 1500 Juden während des Polenfeldzugs und fügt hinzu: „Habe ich darüber nachgedacht, war doch un schön.“ Erst danach erfasst Bentz, was sein Gesprächspartner schon zuvor nüchtern festgestellt hat und fragt nach: „Was, Sie schossen mit?“ „Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben“ ist ein Buch, das

auch jene berühren wird, die – weil ja schon so viel dazu gesagt worden ist – der Beschäftigung mit dem Holocaust müde sind. Der Historiker Sönke Neitzel und der Sozialpsychologe Harald Welzer werten darin Abhörprotokolle aus, die Neitzel in Londoner und Washingtoner Archiven aufstöberte. Diese sind, eben weil sich die gefangenen Wehrmachtssoldaten und SS-Männer unter sich glaubten, eine Quelle von – im wahrsten Sinne des Wortes – unheimlicher Authentizität. Zweitens wählen die Autoren einen unüblichen Ansatz.

Sie bezeichnen es als verständlich, dass die Sozial- und Mentalitätsgeschichte des „Dritten Reichs“ gewöhnlich durch das Prisma des Holocausts betrachtet werde. Methodisch sei dies aber komplett unsinnig. „Niemand würde auf die Idee kommen,

die Biographie einer Person vom Ende her zu entwickeln ... – einfach deshalb, weil Entwicklungen nach vorn, nicht aber nach hinten offen sind. Nur in der Rückschau scheinen sie alternativlos und zwangsläufig.“

Neitzel und Welzer analysieren die Protokolle daher in Bezug auf den sogenannten Referenzrahmen: die historischen, kulturellen und situativen Bedingungen, unter denen der Massenmord an den Juden stattfand, „also die Melange aus dem, was nach der ‚Machtergreifung‘ neu in die gesellschaftliche Praxis Deutschlands eingeführt wurde, und aus dem, was auch nach dem 30. Januar 1933 so blieb wie zuvor“. Alt war der Antisemitismus, neu war, dass Juden systematisch und quer durch alle Lebensbereiche als eine minderwertige Sorte Mensch gebrandmarkt oder ihnen die Menschlichkeit überhaupt abgesprochen wurde. Im Alltag unbemerkt, weil der Prozess in kleinen Schritten vor sich geht, im Ergebnis eine radikale Verschiebung normativer Standards.

Der Referenzrahmen entfaltet eine mächtige Wirkung. So begriffen die Soldaten der Wehrmacht am 22. Juni 1941, obwohl die Weichen für den Vernichtungskrieg längst gestellt waren, nicht, welcher Krieg ihnen bevorstand: Der Referenzrahmen „Krieg“ sah systematischen Massenmord zu diesem Zeitpunkt (noch) nicht vor. Aber dieser Wirkung unterliegen auch die Opfer: „Viele der jüdischen Deutschen“, so die Autoren, „haben nicht die Dimension des Ausgrenzungsprozesses erkannt“, die Hitler schleichend, aber wirksam etablierte. Der zu

Erschießung an der Friedhofsmauer in Pancevo/Bosnien am 22. 4. 1941.



FOTO ©: APA

In den abgehörten Gesprächen wird deutlich, dass praktisch alle wussten oder zumindest ahnten, dass die Juden umgebracht wurden. Bestürzend ist, dass die Soldaten das Thema Judenvernichtung schlicht und einfach nicht besonders interessierte – über Waffen- und Bombentechnik führten sie viel öfter Diskussionen.

Beginn zitierte Infanterieoberleutnant Benz ist mit seiner Ablehnung der „Rassengeschichte“ unter allen abgehörten Soldaten der einzige, der sich diesem normativen Standard entzog. Das war auch deswegen so, weil für die Soldaten Verhalten und Standards ihrer Gruppe extrem wichtig waren, was Sebastian Haffner erkannt hatte: „Die Kameradschaft ... beseitigt völlig das Gefühl der Selbstverantwortung.“ Zugespitzt: Das Kollektiv ist alles, das Individuum nichts.

Neitzel und Welzer nennen den Holocaust „ein gigantisches Realexperiment, wozu psychisch normale und ihrem Selbstbild nach gute Menschen fähig sind, wenn sie etwas innerhalb ihres Referenzrahmens für geboten... halten“. Denn psychologisch gesehen seien die Bewohner des nationalsozialistischen Deutschland so normal wie die jeder anderen Gesellschaft jener Zeit auch gewesen. Massenmorde gehen demnach nicht auf einen moralischen Verfall zurück, sie sind das Ergebnis der erstaunlich schnellen und tiefgreifenden Etablierung einer „nationalsozialistischen Moral“, die Volk und Volksgemeinschaft als Bezugsgrößen moralischen Handelns definiert. Wer einen Beweis dafür sucht, wie dünn der Firnis der Zivilisation ist, hat ihn hier.

Das ist noch nicht das Ende der unangenehmen Wahrheiten. Man müsse sich „von der Vorstellung freimachen, dass es bei Gesellschaftsverbrechen auf der einen Seite Täter gibt, die Verbrechen planen ... und auf der anderen Seite Unbeteiligte oder Zuschauer, die in mehr oder weniger großem Umfang von diesen Taten ‚wissen‘. Mit solchen Personenkategorien kann der Handlungszusammenhang, der schließlich ... in die Vernichtung führte, nicht angemessen beschrieben werden ... Es gibt nur Menschen, die gemeinsam, jeder auf seine Weise ... eine gemeinsame soziale Wirklichkeit herstellen. Die bildet zugleich den Referenzrahmen des ‚Dritten Reiches‘,

also jenes mentale Orientierungssystem, mit dem die nichtjüdischen Deutschen jener Zeit deuten, was geschieht.“

In den abgehörten Gesprächen wird deutlich, dass praktisch alle wussten oder zumindest ahnten, dass die Juden umgebracht wurden. Aber meistens schildern die Soldaten die Gräueltaten aus der Beobachterperspektive, fast nie geht es um eine aktive Beteiligung am Geschehen. Bestürzend ist, dass die Männer bei diesen Gewaltgeschichten nichts aus der Fassung brachte, so sehr hatten sie sich an die Gewalt in ihrem Alltag schon gewöhnt. Und bestürzend ist auch, dass die Soldaten das Thema Judenvernichtung schlicht und einfach nicht besonders interessierte – über Waffen- und Bombentechnik führten sie viel öfter Diskussionen.

Die relativ wenigen Berichte sind aber sehr detailliert. Sie sind viel offener und noch nicht durch die Filter der Nachkriegslesarten gegangen – das Material spreche daher eine viel deutlichere Sprache als die „von Abwehr imprägnierten“ späteren Ermittlungsakten, merken die Autoren an. Das gilt auch für die Tatsache, dass die Abgehörten nach den Schilderungen von Massenerschießungen oft anmerken, diese würden sich rächen. Diese verkörperten also immerhin ein solches Maß an Grenzüberschreitung vom selbst im Krieg Erwartbaren, dass die Soldaten sich nicht vorstellen konnten, dass das Morden im Fall eines verlorenen Krieges folgenlos bleiben könne.

Trotzdem werden die Morde gleichzeitig in die Kategorie Schicksal eingereiht, so, als wälte hier ein höheres Gesetz. Der Grundtenor lautet: Die Judenvernichtung ist sinnvoll, aber ihre Umsetzung ist schlecht. Die Beteiligten setzen sich mit den Modi des Tötens, nicht aber mit den Begründungen seiner Notwendigkeit auseinander. Zusammengefasst: Es muss ja

wohl sein, aber doch nicht so! Hier sei, unterstreichen die Autoren, das völlige Unverständnis darüber schon angelegt, dass das, was man getan oder toleriert habe, falsch gewesen sei. Und das habe die deutsche Nachkriegszeit bis in die 1970er-Jahre hinein geprägt.

Man könnte meinen, dass die Erklärung mittels Referenzrahmen harmlos oder entschuldigend. Das wäre ganz gewiss ein falscher Schluss. Es geht darum, die Erkenntnisse des Buches aufzugreifen und im Kopf zu behalten. Alle Kriege, so stellen die Autoren fest, hätten gezeigt, „dass es unangebracht ist, sich darüber zu empören und zu wundern, dass Menschen sterben, getötet und verkrüppelt werden. Wenn Krieg ist, ist das so.“ Die Gewalt der Wehrmacht sei nicht „nationalsozialistischer“ als die britischer oder amerikanischer Soldaten. Trotzdem gibt es auch da eine Ausnahme: jene der Vernichtung von Menschen, „die selbst beim bösesten Willen nicht als militärische Bedrohung zu definieren sind“.



Sönke Neitzel und Harald Welzer

Soldaten

Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben.

S. Fischer, Frankfurt am Main 2011.

528 Seiten, 23,60 €

„Das Herz stumpft ab“

Vanessa F. Fogels Debütroman „Sag es mir“ erzählt die Geschichte des Großvaters der Autorin, der den Holocaust überlebte.

VON MICHAEL KERBLER

Als das Flugzeug landet, kaum polnischen Boden berührt hat, wendet sich der alte Mann seiner Enkelin zu und äußert eine Bitte: „Ich will ein Buch. Ich will ein Buch über mein Überleben. Ich will, dass meine Geschichte gedruckt wird.“

Nein, das Buch, das Vanessa F. Fogel geschrieben hat, erschöpft sich nicht in der Nacherzählung der Biografie ihres Großvaters. „Die Geschichte meiner Großeltern“, sagt Vanessa F. Fogel, „hat mich immer interessiert, aber ich bin nicht das Gedächtnis meines Großvaters. Ich wollte nicht ausschließlich die Geschichte eines Überlebenden schreiben. Nicht, weil dies nicht genug wäre, ich wollte diese Geschichte mit der Gegenwart verbinden.“ Diese Antwort gibt mir Vanessa F. Fogel auf meine Frage, warum sie mit dem Schreiben begonnen habe, warum sie Sag es mir verfasst hat. So heißt das Erstlingswerk der dreißig Jahre jungen Frau, die in Deutschland geboren, im Alter von vier Jahren mit den Eltern nach Israel („ein Land, in dem Angst ein Alltagsgefühl ist“) übersiedelte und schließlich in den USA groß geworden ist.

Der Großvater hat den Holocaust überlebt und er will seiner Enkelin seine ehemalige polnische Heimat zeigen und jene Orte, über die er lange Zeit geschwiegen hat.

„Weißt Du“, sagt der Großvater zu seiner Enkelin Fela, „es war Glück. Zufall. Ich bin nicht stärker, nicht schlauer als jeder andere.“ Auf dem Weg durch Polen nimmt die Geschichte unerbittlich Gestalt an. Die

Gestalten tragen SS-Uniform, aber es sind auch die Gestalten der polnischen Nachbarn, die wieder Name und Gesicht annehmen, die damals zugesehen und mitgeholfen haben bei den Deportationen. „Das Herz stumpft ab“, sagt Opa, als wäre das eine physiologische Tatsache.

Zurück in Deutschland will sie die Geschichte des Krieges aus der Perspektive der Großmutter hören. Doch die hat längst beschlossen zu schweigen. Beides bleibt Fela fremd – dieses beharrliche Schweigen der Großmutter ebenso wie das viele Monologisieren des Großvaters. Fela will aber auch ihre Eltern verstehen: den Vater, der ein begeisterter Zionist ist und den Nahostkonflikt als Katharsis hin zu einem ewigen Frieden sieht und ihre Mutter, die den Kriegszustand als Beweis anführt, dass man in Israel gar nicht leben kann und als Jude nicht sicher ist. „Hier hat noch nie Frieden geherrscht“, sagt die Mutter in einer der Auseinandersetzungen. „Seit Israel besteht, hat es immer irgendeinen Krieg gegeben. Warum soll das in Zukunft anders sein?“ Nicht zuletzt will Fela, dass ihre Eltern zusammenbleiben. Doch diesen Gefallen erfüllen ihr die beiden nicht. Das Mädchen reagiert mit der Bemerkung: „Meine Familie ist heute gestorben“ – obwohl sie weiß, was der wirkliche Tod in ihrer Familie angerichtet hat. Doch was sie will, ist Zusammenhalt.

Die Handlung des Romans oszilliert zwischen Deutschland, Polen, Israel und den USA. Er dokumentiert

den Selbstfindungsprozess der jungen Frau, der auf dem Schulhof in Israel beginnt, als die kleine Fela als „Nazi“ beschimpft wird, zutiefst getroffen ist und sich zum ersten Mal die Frage nach ihrer Identität stellt. Sag es mir erzählt nicht nur von ihrer Erwachsenwerdung, sondern vor allem von ihrer Suche nach Identität als Vertreterin der dritten Generation – derer, die als Letzte mit Überlebenden der Schoah aufwachsen. Somit kann Sag es mir als ein besonderes Dokument der jüdischen Enkel-Generation gesehen werden, die auf neue Weise versucht, Schoah und Diaspora zu verstehen.

Fast hätte ich es vergessen zu erwähnen: „Nu“ ist Felas Lieblingswort.



Vanessa F. Fogel
Sag es mir

Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben.

Weissbooks, Frankfurt am Main 2010
19,80 €

Das Dilemma

Charles Lewinskys neues Buch erzählt auf wunderbare Weise die wahre Geschichte des Schauspielers Kurt Gerron.

VON ERWIN JAVOR

Es hat schon Hannah Arendt beschäftigt und auch Doron Rabinovici oder Robert Schindel. Sie haben gleich leidenschaftlich entweder Anklage erhoben oder Rehabilitationsargumente konstruiert. Es beschäftigt auch mich schon sehr lange und immer wieder: Juden haben zur Vernichtung von Juden Beihilfe geleistet. Es gab die Judenräte, es gab Kapos, es gab Juden, die in bestimmten, persönlichen Situationen Entscheidungen getroffen haben, die äußerst unmoralisch waren.

Wir reden nicht gern öffentlich darüber. Denn es stellt uns vor ein unlösbares Dilemma.

Argumentieren wir, dass die Extremsituation des totalitären Nazi-Regimes jeden Versuch, das eigene und das Leben von Nahestehenden zu retten, rechtfertigt, stimmt das. Aber es entschuldigt gleichzeitig das Argument der Nazi-Mitläufer, die dasselbe behaupten, um zu verteidigen, dass sie Juden demütigten und ermordeten.

Argumentieren wir hingegen, dass es auf jeden Fall moralisch verwerflich war und verurteilen wir die Judenräte für ihre Taten, liefern wir Munition für nur allzu viele antisemitische Klischees. Man kann jede dieser Sichtweisen vertreten und Recht haben. Ich verstehe beides. Nichtsdestotrotz bleibt es unser Dilemma.

Der Schweizer Autor Charles Lewinsky hat ein wunderbares neues Buch geschrieben, *Gerron*, das genau diesen Konflikt thematisiert.

Es erzählt die wahre Geschichte des Schauspielers, Kabarettisten und Chansonniers Kurt Gerron, Star von Brechts „Dreigroschenoper“ und „Der blaue Engel“ mit Marlene Dietrich, der 1944 den Auftrag bekommt, im Film „Der Führer schenkt den Juden eine Stadt“ das erniedrigende Leben der Juden im KZ Theresienstadt als Paradies zu schildern. Er steht vor der Wahl mitzumachen und Zeit und Hoffnung zu gewinnen oder sein und das Leben seiner Frau zu opfern.

Gerron steht vor der Situation, wieder einmal, einen Film zu drehen, der eine Lüge erzählt und brutal schönredet, das nicht schön ist: Theresienstadt. Happy Ends in Filmen sind nicht verwerflich, aber diese Lüge mit den Mitteln der Kunst war mehr als das und hat enormen Schaden angerichtet. Wie Lewinsky diese Geschichte erzählt, wie er Wunschdenken und Realität gleichzeitig in die Gedanken des Lesers schummelt, ist Weltliteratur. Er beschreibt immer wieder im Detail, wie Gerron der Verführung widersteht, seine Würde bewahrt und als moralischer Sieger hervorgeht. Der Leser wird sorgfältig in die Situation eingesponnen, glaubt sie und kann sie verstehen. Aber dann fügt Lewinsky zwei lapidare Sätze hinzu.

„Aber so war es nicht. So war es.“ Dann erzählt er die vielen weniger heroischen, demütigenden und realen Situationen, wo Gerron nicht wie ein strahlender Held, sondern wie ein kleiner Verräter, ein zutiefst

verletzlicher Mensch seine Würde auf- und hingibt und mit dem einzigen Mittel agiert, das ihm offensteht, um zu leben: der Kapitulation vor dem Bösen.

Will man sich diesem Dilemma aussetzen, ist Lewinskys Buch, seine geniale Sprache, sein Spielen mit den Gefühlen und Gedanken des Lesers, eine unübertroffene Methode, die ich nur empfehlen kann. Der Leser wird genauso verführt wie Gerron. Am Ende des Romans stellt Lewinsky nur fest, was auf jeden Fall wahr ist: „Vieles in diesem Roman ist erfunden. Dieses leider nicht: Am 30. Oktober 1944 wurden Kurt Gerron und seine Frau Olga in Auschwitz ermordet.“



Charles Lewinsky

Gerron.

Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben.

Nagel & Kimche, München 2011
544 Seiten, 24,90 €

Kurzlaute und Gesten

VON ERWIN JAVOR

Die mittelhochdeutsche Onomatopoesie oder Naturlaute und Schallworte im Jiddischen als außersprachliches akustisches Phänomen und Gestik im Sinne von kommunikativen Bewegungen insbesondere der Arme, Hände und des Kopfes als lautsprachersetzende wie auch lautsprachbegleitende bzw. lautsprachunterstützende nonverbale Kommunikation. Jiddisch ist keine geschwätzige Sprache. Was, so werden Sie sich vielleicht fragen, wenn Sie mitdenken, soll dann dieser langatmige Titel?

„Savlanut!“ (hebräisch für: Geduld). Und wenn Sie mich jetzt sehen könnten, müsste ich nichts mehr hinzufügen, denn mein gequältes Gesicht ob ihres Unwissens, die zusammengeführten Fingerkuppen meiner rechten Hand, die ich leidend schütteln würde, würden keine weitere Erklärung erfordern.

Falls doch, erzähle ich Ihnen noch ein, zwei Geschichten, damit auch Sie wissen, worum es heute geht:

Vor vielen, vielen Jahren brauchte ich über eine Firma dringend eine Kreditauskunft. Also beantragte ich beim KSV, dem Kreditschutzverband, für viel Geld eine sogenannte „große Auskunft“, die ich nach mehreren Urgegnen in der Rekordgeschwindigkeit von nur acht Tagen erhielt. Seiten waren es viele, jetzt verstand ich, wieso das acht Tage lang gedauert hatte, aber am Ende der Lektüre wusste ich genauso viel – oder wenig – wie vorher. Die einzige nützliche Information, die ich in dem Konvolut finden konnte, war die Bankverbindung. „Bankhaus Winter“. Jetzt wusste ich sofort, was zu tun war. Ich rief Simon Moskovic, den Eigentümer der Bank, an und fragte, ob er an meiner Stelle der besagten Firma Ware ohne Sicherheiten liefern



würde. Er fragte kurz angebunden. „Wie viel?“ Ich antwortete bereitwillig und erhielt unverzüglich im Bruchteil einer Sekunde die wirkliche „große Auskunft“: „Äh!“ und Moskovic legte grußlos auf. Wir telefonierten zwar nur, aber ich konnte seinen schräg gelegten Kopf, seine verächtlich nach unten gezogenen Mundwinkel, seine gequält nach oben wandernden Schultern trotzdem deutlich sehen und wusste alles, was ich wissen musste. Gottlob habe ich daher nicht ohne Akkreditiv geliefert.

Diese Geschichte kannten Sie wahrscheinlich nicht, aber von der folgenden haben Sie doch sicher schon gehört, oder? Na ja, zur Sicherheit. Man weiß ja nicht, wer das liest.

Also.

Geht ein Mann ziellos durch Wien und hält einen offensichtlich nicht-arischen Mit-Passanten auf, der vom Naschmarkt kommend mit zwei prallen Wassermelonen unter seine Arme geklemmt an ihm vorbeigehen will. „Entschuldigen Sie bitte! Wo ist hier die Linke Wienzeile?“ – Freundlich bleibt der Mit-Passant stehen. „Halten Sie mir bitte einen Augenblick die Melonen?“ – Der orientierungs-

lose Tourist wundert sich, aber tut, wie ihm geheißen wird. Vielsagend zuckt der besagte jüdische Mitbürger mit den Schultern, breitet bedauernd seine Arme, Handflächen nach oben, aus und gibt Auskunft: „Ech weijss?“ (Woher soll ich das wissen?).

Also so geht das, wenn man nichts weiß. Möchte man hingegen auf Jiddisch unvollständiges oder ungenaues Wissen präzisieren, macht man das zum Beispiel so: Nach langer Zeit treffen sich zwei Freunde wieder. Sagt der eine: „Moische! Ech hob gehert, di bist geworn a Millionär?!“ (Moses, es ist mir zu Ohren gekommen, du wärest Millionär geworden.) Sagt der Moische: „Ech bin nischt geworn a Millionär (Arme deutlich über den Kopf nach oben gehoben, Handflächen nach oben, Blick nach oben, Stimme hoch und laut), ech bin geworn a Millionär (Arme deutlich tiefer, auf Hüfthöhe, Handflächen nach unten, Blick nach unten, Stimme tief und verhalten).“ (Ich bin kein Multimillionär, ich bin nur ein Millionär.) Alles klar? Gut.

* *Mammeloschn* (Jiddisch): Mutterwitz; Muttersprache. Aus dem Hebräischen *Loschn*: Zunge, Sprache.

Suchbild auf Jiddisch ...

Im Juni dieses Jahres ist Elliot Handler verstorben; er und seine Frau Ruth waren die Eltern von Barbara und Ken, nach welchen sie ihre weltbekannten Kreationen benannt haben. Finden Sie die sieben Fehler!

VON MICHAELA SPIEGEL



AUFLÖSUNG:
 1) HINTERGRUND
 2) BARBIE-KOPF
 3) KEN-KOPF
 4) LOGO
 5) BARBIE-PUPPE
 6) KEN-KIPPA
 7) PONY



FOTO: PETER RIGAUD

Eine Demo der anderen Art

VON ERWIN JAVOR

Kürzlich gab es Demonstrationen in London, Madrid, Athen, von den Ereignissen des „arabischen Frühlings“ ganz zu schweigen. Auch in Tel Aviv waren im August dreihunderttausend Menschen auf der Straße. Es ging, als Thema mit Variationen, auch dort um soziale Missstände: mangelnde Wohnbauförderung, keine leistbaren Kindergärten und Krippen, die Einkommensschere zwischen obszön reichen Oligarchen und einem um das bisschen Lebensstandard und ums wirtschaftliche Überleben kämpfenden Mittelstand, Ärzte, Lehrer, Unternehmer, die ohne Familientransfers längst am Ende wären, junge gebildete Menschen und ihr Wunsch nach der Hoffnung auf eine Zukunft.

Wüsste ich nicht, dass diese Demo in Tel Aviv stattgefunden hat, wäre all das allein noch kein Hinweis darauf, denn weder die Themen noch das Mittel der Demonstration, noch die Tatsache, dass Bevölkerungsgruppen, die keine stereotypischen Demonstranten sind – zum Beispiel meine Frau und ich – auf die Straße gegangen sind, würde zweifelsfrei darauf hinweisen, dass das in Israel und nicht irgendwo stattgefunden hat.

Woran ich an dem Tag wieder einmal gemerkt habe, dass Israel ein „ganz normales Land, aber nur fast“ ist, war die Qualität dieser Demo: Am Rothschild Boulevard standen Hunderte von Zelten, in denen Tausende von jungen Menschen wochenlang übernachtet hatten, beschriftet mit

Botschaften gegen die Missstände, aber formuliert mit Kreativität und Witz: „Die Oma ist keine Bank.“ Oder, auf einem doppelstöckig gebastelten Zelt: „Rotschild Duplex günstig zu vermieten“. Oder vor einem anderen Zelt mit einem aufblasbaren Kinderplanschbecken: „Sonderangebot! Luxusvilla mit Swimmingpool.“ Transparente bedienten sich nicht der naheliegenden Agitprop-Sprache, sondern des Humors. Vor den Zelten wurde gekocht, musiziert, gesungen. Zwischen Zeltbewohnern und Passanten, die sich der Demo im Lauf der Zeit anschlossen, entstand eine ganz besondere Atmosphäre der Solidarität, die letztlich mit auch die Ursache für die angekreideten Zustände ist.

Denn die Argumentation der diversen israelischen Regierungen um die Akzeptanz der Bevölkerung für schwierige Lebensumstände zu rekrutieren, ist stets, dass man, um der Sicherheit und Existenz Israels willen, Opfer bringen, solidarisch verzichten und eben vieles akzeptieren müsste. Es wäre eben aus solch hehren Motiven unvermeidlich, dass es Ungerechtigkeiten gäbe wie die Tatsache, dass junge Menschen Jahre ihres Lebens beim Militär verbringen und ihr Leben riskieren, während vom Staat profitierende und diesen gleichzeitig ablehnende Orthodoxe davon befreit sind. Im Namen der Solidarität werden auch enorme Geldflüsse in die besetzten Gebiete statt in den Wohlstand der Bevölkerung gerechtfertigt, auch wenn am

Ende des Tages diese Strategie ein Ablaufdatum gehabt haben wird, wie wir es schon am Sinai und in Gaza erlebt haben.

Ausgerechnet in einem Land, das seit seiner Gründung nie ohne Gewaltbedrohung existieren konnte, blieb diese Demonstration völlig gewaltfrei und fand auf der KaplanStreet wie bei einem Konzertmarathon, wo populäre Bands für und mit ihrem Publikum spielten und sangen, ihren Höhepunkt, der keinem bitteren, aggressiven Protest, sondern einem Fest fürs Leben glich.

Nun könnte man sagen, das ist nichts Neues, diese Art von politischem Protest ist schon meiner eigenen Generation in Woodstock eingefallen. Aber so ist es nicht, denn wenn ich mich umschaue, nicht nur in Israel, fällt mir schon lange mit ziemlichem Entsetzen eine erstaunliche politische Apathie und Ahnungslosigkeit auf. Aber, vielleicht ist die Tel-Aviv-Party der Facebook-Generation gegen die sozialen Missstände ein entstehender Weg, sich zeitgemäß politisch zu organisieren. Vielleicht ist die Reihenfolge neu. In meiner Generation gab's erst die politische Deklamation, dann die Party, vielleicht findet die jetzige Generation ihren Weg zum politischen Denken und Handeln auf die umgekehrte Weise.

Jedenfalls war ich zutiefst berührt und beeindruckt, als ich in Tel Aviv ein Teil dieser Demo war und das Gefühl hatte: Ich weiß noch nicht was, aber das kann was werden.



FOTO ©: PETER RIGAUD

Bestandsaufnahme Kultusgemeinde

VON MARTIN ENGELBERG

Demnächst endet in der IKG die Präsidentschaft Muzicant. Warum tritt er nicht mehr an? Wie geht's weiter? Der Versuch einer Bestandsaufnahme nach zahlreichen Gesprächen in den letzten Monaten.

Schon vor einem Jahr hat Ariel Muzicant in diversen Interviews angekündigt, bei der nächsten IKG-Wahl nicht mehr antreten zu wollen. Das ist seine freiwillige Entscheidung – laut IKG-Statut könnte er beliebig oft wiedergewählt werden. Gekürt wird der Präsident vom 24-köpfigen Kultusvorstand aus seinen eigenen Reihen.

Die nächste Wahl des Kultusvorstandes steht im November 2012 an. Das wäre eigentlich der Zeitpunkt, zu dem die Präsidentschaft Muzicants endete und ein neuer Präsident (oder vielleicht erstmalig gar eine Präsidentin) gewählt werden sollte. Es ist jedoch paktiert, dass Muzicant bereits im Februar 2012 zurücktritt und sodann der von ihm als Nachfolger favorisierte Ossi Deutsch, ohne Neuwahl des Kultusvorstandes, zum Präsidenten gewählt wird. Die Idee dahinter: Deutsch könnte dann bereits als Präsident, quasi mit einem Amtsbonus, bei den Kultusvorstandswahlen im November 2012 antreten.

Warum tritt Muzicant nicht mehr an? Als Grund nannte er seine bereits 12-jährige Amtszeit. Er wolle, so Muzicant, seinen, 2012 anstehenden 60. Geburtstag zum Anlass nehmen, um sich zurückzuziehen. Gibt es noch andere Gründe? Ja, bereits seit einiger Zeit wirkt Muzicant amtsmüde und genervt von zunehmender Kritik an

ihm. Während viele Gemeindemitglieder durchaus seine Leistungen würdigen, stieß er im Kultusvorstand und seiner eigenen Partei mit seinem persönlichen Stil zunehmend auf Ablehnung. Bis tief in die Reihen seiner eigenen Anhängerschaft werden ihm eine „Bulldozer-Mentalität“, Unwilligkeit, Rat und Kritik anzunehmen, und eine fast ausschließliche Beschäftigung mit immer neuen Immobilienprojekten vorgeworfen.

Muzicants Ankündigung, sich völlig zurückzuziehen, stößt bei vielen Gemeindemitgliedern auf Unglauben. Einige vermuten, dass er sich im letzten Moment vielleicht doch noch umstimmen lassen wird, die Gemeinde – wie es dann immer heißt: in diesen schweren Zeiten – nicht im Stich zu lassen und doch wieder zu kandidieren. Dies könnte vor allem dann der Fall sein, wenn die Stabsübergabe an Ossi Deutsch doch nicht so reibungslos wie geplant über die Bühne gehen sollte. Muzicant hat schon gelegentlich verlauten lassen, dass er sein Werk nicht durch einen anderen Nachfolger gefährdet sehen möchte. Wer ist nun der präsumtive Nachfolger Oskar (Ossi) Deutsch? In einer Presseaussendung stellte er sich vor einigen Monaten als Nachfolger Muzicants vor und nannte als sein wichtigstes Ziel Verhandlungen über den Zuzug von Juden nach Österreich. Deutsch (48) ist einer der Erben der Kaffehandelsdynastie „Alvorada“ und in der Firma auch nominell Geschäftsführer, hat sich aber zeitlebens vor allem in der Kultusgemeinde en-

gagiert. Schon seit über zehn Jahren ist Deutsch Vizepräsident der IKG und die rechte Hand Muzicants. Als „Gesellenstück“ für den Beweis seiner erworbenen Fähigkeiten hat er sich die Organisation der Europäischen Makabi-Spiele auserkoren, die vergangenen Juli, unter großer Beachtung der österreichischen Medien, über die Bühne gingen.

Großen Enthusiasmus für seine Kandidatur konnte Ossi Deutsch jedoch bisher nicht auslösen. Viele Gemeindemitglieder kennen ihn schlichtweg nicht, zumal er sich nie aus dem Schatten Muzicants bewegt hat. Jene, die ihn kennen, sind – vorsichtig gesprochen – reserviert. „Aus Ossi muss zuerst Oskar werden“, war eine der typischen Antworten, in diesem Fall sogar von einem Parteigänger von Muzicant und Deutsch, womit gemeint war, dass man Deutsch die Führung der Gemeinde und vor allem die Vertretung nach außen nicht zutraut.

Darauf angesprochen, verteidigt Muzicant zwar seinen Schützling, lässt aber dann gleich anklingen, dass er ohnehin vorhabe, die Zügel nicht ganz aus der Hand zu geben. So will sich Muzicant einige Vorstands- und Aufsichtsratsmandate in IKG- bzw. Kultusgemeinde-nahen Institutionen behalten (z. B. Wiesenthal-Institut, Jüdisches Museum, Projekt Morzinplatz usw.) und auch weiterhin der österreichischen Politik als Ansprechpartner zur Verfügung stehen. IKG-Insider sprechen bereits von einer „Putin-Medwedew“-Konstellation, die der Kultusgemeinde bevorstünde.

**MEHR KULTUR.
MEHR PROGRAMM.**



**4 Wochen
GRATIS testen!**

Bestellung unter Tel. 0810 0810 99
oder abo-center@wienerzeitung.at

WIENER ZEITUNG
Jetzt auch als ePaper
und auf Ihrem iPad!
www.wienerzeitung.at/epaper

nu LESERBRIEFE
AUSGABE 44



Gut gemeint ist nicht immer gut

In der NU-Ausgabe 44 (2/2011) wurde ausführlich über „A Letter to the Stars“ berichtet. Als Geschäftsführer von ESRA war ich seinerzeit an den Vorbereitungen zu den Aktivitäten im Jahr 2008 eingebunden und möchte noch einige Ergänzungen und Klarstellungen nachliefern. „A Letter to the Stars“ bedauert im NU-Artikel, dass „... ESRA leider nicht mit uns kooperieren wollte ...“, was doch ein wenig verkürzt die Wahrheit widerspiegelt. Tatsächlich standen wir zu Vorbereitungsgesprächen zur Verfügung und waren einer Zusammenarbeit aufgeschlossen. Nach genauerer Beschäftigung mit dem Projekt 2008 und Recherche über vorangegangene Aktionen lehnten wir eine Zusammenarbeit, in der Form wie von Herrn Neumayer und Herrn Priller gewünscht, aus folgenden Gründen ab: Der ursprüngliche Plan sah vor, dass 500 NS-Überlebende nach Wien gebracht werden und hier von SchülerInnen und auch

anderen Privatpersonen betreut werden sollten. Wir erklärten den Organisatoren, dass bei betagten Überlebenden der Besuch in einem Land, in dem sie verfolgt und gewaltsam vertrieben worden waren, starke psychische Reaktionen auslösen kann. Dies kann zu einer Retraumatisierung führen, auf die kompetent reagiert werden muss. ESRA verfügt über sehr qualifizierte TraumaexpertInnen, könne jedoch für eine derartig große Gruppe von Überlebenden nicht garantieren, dass im Ernstfall ausreichend Kapazität zur Verfügung steht. Das Projekt wurde schlussendlich auf wesentlich weniger Personen reduziert und es entstanden glücklicherweise nicht die befürchteten Krisen von größeren Gruppen der BesucherInnen. Dies relativiert jedoch in keiner Weise die von uns geäußerten Befürchtungen.

Uns irritierte auch der wenig respektvolle Umgang mit Überlebenden. Auf der Homepage von „A Letter to the Stars“ wurden potenzielle BetreuerInnen aufgefordert, sich eine/n NS-Überlebende/n auszusuchen: „Reservieren Sie sich Ihren Überlebenden.“ Wir lehnen eine solche Formulierung entschieden ab.

Im Vorfeld wurden viele Überlebende angeschrieben und eine Einladung nach Wien in Aussicht gestellt. Jene, die dann nicht von SchülerInnen ausgewählt („reserviert“) wurden, fühlten sich natürlich zurückgewiesen und enttäuscht und konnten daher auch nicht im Rahmen dieser Aktion nach Wien kommen. Dies hätte unbedingt vermieden werden müssen und trägt auch nicht zum angestrebten Brückenschlag bei.

Mir wurde berichtet, dass SchülerInnen, die eine Überlebende der NS-Verfolgung im Rahmen eines Projektes in den USA besuchten, einige „Souvenirs“ mitbrachten. Es war ein Buch aus Wien dabei. Zwei Gläser, die mit Asche gefüllt waren, übergaben sie auch. Diese sollte die Asche der ermordeten Vorfahren symbolisieren.

Was da passiert, birgt die hohe Gefahr der

Retraumatisierung, wie dies in der Fachsprache heißt. Ob es das Zurückgewiesen-Werden (weil nicht ausgewählt) ist, ob es absurde Mitbringsel sind, die nur Wunden aufreißen können, ob es Massenevents sind, wo Vertriebene (wie damals geplant) auf einer Bühne „ausgestellt“ werden. Für manche der Ex-ÖsterreicherInnen wird die Reise nach Österreich auch schön gewesen sein. Wir versuchen aber, alle einbezogenen Personen vor Vereinnahmung, medialem Missbrauch und Instrumentalisierung zu bewahren. Ein scharfzüngiger Diskussionssteilnehmer von damals warf den Proponenten vor: „Ihr arisiert die Opfer ein zweites Mal“.

Peter Schwarz

**Sehr geehrte Redaktion,
Liebes NU-Team,**

bzgl. des Artikels über Josef Pröll kann ich zwar die persönliche Intention des Autors nachvollziehen, aber da bleibt noch ein Rest, der nicht erwähnt wurde. Sicherlich ist es schön, wenn einer der ranghöchsten Politiker des Landes Kontakt zur jüdischen Gemeinde knüpft, zu einem Roschhanah Empfang einlädt, und fast quellen einem auch die Tränen bei der Schilderung des Jerusalem-Besuches. Dennoch frage ich mich, ob Josef Pröll bei diesen Gelegenheiten auch hinsichtlich seiner Position zur FPÖ befragt wurde, und warum es ihm dezidiert nicht über die Lippen kommt wie Werner Faymann oder weiland Franz Vranitzky, nämlich: „Nein, mit dieser FPÖ nicht!“.

Wenn Josef Pröll in seiner nunmehrigen privatwirtschaftlichen Funktion weiterhin den Kontakt zur jüdischen Gemeinde sucht und findet, dann kann er wirklich zum Freund werden und nicht bereits fehlen ...

Mit freundlichen Grüßen
Günther Reisenauer



ITC Reisen Heinestrasse 6, 1020 Wien

Tel.: +43 (0) 1 - 212 54 60, Fax: +43 (0) 1 - 212 54 60 40

E-Mail: ito@schello.at, Web: <http://www.itc-reisen.at>

ISRAEL
Austrian  ab **€379.-**

inklusive 2 Gepäckstücke à 23kg /
Begrenzte Sitzplatzanzahl zu diesen Preisen!

Buchen Sie bei uns:

- Günstige Mietwagen
- Israel Rundreisen
- Hotels weltweit
- Versicherungen
- Koshere Kreuzfahrten
- Günstige Flüge mit Air Berlin
- Spezialpreise für USA mit AUA
- Kosheres Hotel in Berlin
CROWNE PLAZA

Rufen sie ihre Reisespezialisten von ITC-REISEN an!

UNSERE AUTORINNEN



Steffen Arora

ist Redakteur bei der Tiroler Straßenzeitung 20er und arbeitet daneben als freier Journalist. Er wohnt in Innsbruck, ist verheiratet und hat drei Kinder.



Andrea Maria Dusl

Die Autorin, Zeichnerin und Filmemacherin ist ein Multitalent. Für NU steuert sie die Illustration zur Kolumne „Mammeloschn“ bei.



Ruth Eisenreich

geb. 1987, hat Vergleichende Literaturwissenschaft und Theater-, Film- und Medienwissenschaft in Wien und Maynooth (Irland) studiert. Sie macht gerade einen MA in „Journalismus und Neue Medien“ an der FH Wien und arbeitet daneben als freie Journalistin.



Martin Engelberg

Der NU-Mitherausgeber ist Betriebswirt, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist im Schnittbereich Politik/Psychoanalyse und Wirtschaft/Psychoanalyse tätig.



Jacqueline Godany

lebt als Fotografin in Wien.



Michael Kerbler

leitet die Ö1-Sendereihe „Im Gespräch“.



Michael Lazcynski

arbeitet als Redakteur bei der Tageszeitung „Die Presse“ und ist ein profunder Kenner Osteuropas.



Cornelia Mayrbäurl

ist Senior Consultant des Public-Affairs-Beratungsunternehmens Kovar & Köppl. Zuvor schrieb sie als außenpolitische Redakteurin bzw. Korrespondentin für „Die Presse“, „Kurier“, „Format“, „NZZ am Sonntag“ und „Die Zeit“.



Rainer Nowak

ist Journalist bei der Tageszeitung „Die Presse“. Der Vater zweier Töchter leitet das Politik-Ressort und ist gemeinsam mit Christian Ultsch für „Die Presse am Sonntag“ verantwortlich.



Peter Rigaud

studierte Fotodesign am renommierten Lette-Verein in Berlin. Nach dem Studium arbeitete er lange Zeit in New York, Chicago und Cleveland. Seit 2006 lebt und arbeitet er in Berlin und Wien.



Danielle Spera

Das NU-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik- und Politikwissenschaft (Dr. phil.), u. a. Autorin des Buches „Hermann Nitsch – Leben und Arbeit“.



Michaela Spiegel

Die NU-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



Petra Stuibler

Die studierte Theaterwissenschaftlerin ist „Chronik“-Ressortleiterin der Tageszeitung „Der Standard“ und Buchautorin.



Barbara Tóth

Die stellvertretende NU-Chefredakteurin ist Redakteurin des „Falter“, Buchautorin und promovierte Historikerin.



Thomas Trenkler

Ist Kulturredakteur bei der Tageszeitung „Der Standard“ und beschäftigt sich dort vor allem mit kulturpolitischen Themen sowie Restitutionsfragen.



Herbert Voglmayr

Nach dem Studium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften berufliche Tätigkeit an der Universität und in der Erwachsenenbildung. Seit 2004 freiberuflicher Publizist. Neben seiner Tätigkeit für NU verfasst er Kultur- und Weinreiseführer durch italienische Weinregionen.



FOTO ©: PETER RIGAUD

Lasst uns ins T-Shirt-Geschäft einsteigen



FOTO ©: PETER RIGAUD

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Menasse: Erwin, wieso hast Du keine Medaille bei der Makkabiade gewonnen? Es gibt außer Dir und dem Engelberg kein Mitglied der Gemeinde zwischen vier und 120 Jahren, das nicht einen Ehrenplatz errungen hätte.

Javor: Ich bin Opfer einer bösen Intrige. Man hat den Bewerb nicht abgehalten, bei dem ich gewonnen hätte.

Menasse: Was für einer soll das sein? Nasenbohren, Ezzesgeben oder Marathon im Kaffeehaus sitzen?

Javor: Sei nicht immer so neidig auf meine sportliche Statur und meine überragende Kondition. Nein, ich meinte Triathlon in der Kategorie 60 plus. Da hätte ich sicher die Goldene gewonnen.

Menasse: Da hätte ja außer Dir keiner teilgenommen.

Javor: Oh! Du bist aber ein Blitzgneißer.

Menasse: Das Problem wäre nur gewesen, dass Du mit den drei Bewerbungen Radfahren, Laufen und Schwimmen nicht während der Laufzeit der Makkabiade fertig geworden wärst.

Javor: Nu, hätten sie halt die Schlussfeier um ein paar Tage verschoben.

Menasse: Und noch dazu gibt es doch die Größe XXXXL nicht, die Du als Dress gebraucht hättest.

Javor: Aber auf meinen Leiberln kann man wenigstens viel Text unterbringen.

Menasse: Du hättest wahrscheinlich das ganze Monatsprogramm vom Theater in der Walfischgasse darauf drucken lassen.

Javor: Apropos T-Shirts. Ich habe bei Guido Tartarotti im „Kurier“ eine wunderbare Glosse gelesen. Da haben Leute rechtsextremistische Inhalte auf Leiberln gedruckt, die nach dem ersten Waschen spurlos ver-

schwanden und durch eine andere Aufschrift mit dem Angebot, sich an eine Selbsthilfegruppe zu wenden, ersetzt wurden. Plötzlich stand dort: „Was das T-Shirt kann, kannst du auch. Wir helfen dir, dich vom Rechtsextremismus zu lösen.“

Menasse: Eine wirklich geniale Idee, die sich ausbauen lässt. Wir könnten T-Shirts drucken lassen, auf denen steht: „Gerechtigkeit für Scheuch.“ Nach dem Waschen steht dann dort: „Auf die Saualm mit ihm.“

Javor: Oder: Vor dem Waschen: „Wählt Faymann“, nach dem Waschen wird das noch ergänzt durch die Worte „endlich ab“.

Menasse: Ach, du magst ihn nicht. Aber dann lassen wir Spindelegger sagen: „Ich bin euer Chef.“ Nach dem Waschen mit dem Zusatz: „Aber auch nur sehr kurz.“

Javor: Für die Grünen machen wir bauchfreie Leiberl und schreiben drauf: „Wir sind für bessere Radwege.“ Und nach dem Waschen steht dort: „Macht euch nicht ins Hemd wegen eurer wirklichen Sorgen.“

Menasse: Beim BZÖ steht überhaupt nichts drauf.

Javor: Und nachher?

Menasse: Steht auch nichts drauf.

Javor: Die FPÖ kriegt blaue Leiberl, die nach dem Waschen braun sind.

Menasse: Ich tät jetzt gerne das Thema wechseln, Politik interessiert doch heutzutage überhaupt niemanden mehr.

Javor: Was sagst Du dazu, dass die österreichische Fußball-Nationalmannschaft ständig verliert?

Menasse: Das macht gar nichts. Die Verantwortlichen betonen doch nach jeder Niederlage, dass unsere Fußballer wieder etwas dazugelernt haben. Das geht so seit

rund zehn Jahren. Stell Dir vor, wie wir in weiteren zehn Jahren rauskommen werden, wenn die Kicker ihr Studium beendet haben.

Javor: Zum Glück sind das noch immer die einzigen Sorgen, die wir in Österreich haben.

Menasse: Aber sag, was ist mit Israel, dort haben die Leute scheinbar echte Sorgen. Du warst doch gerade erst in Tel Aviv.

Javor: Diese neue Bewegung ist eine echte Konkurrenz zur bisher einzigen jüdischen Untergrundorganisation.

Menasse: Welche ist das? Seit der Staatsgründung brauchen die Juden doch so was nicht mehr.

Javor: Die Chewra Kadischa.

Menasse: Was ist denn das?

Javor: Du bist wirklich ein orthodoxer Atheist. Das ist der jüdische Begräbnisverein.

Menasse: Manchmal bist Du allerdings auch wie eine Untergrundorganisation.

Javor: Wie das?

Menasse: Ein Schmäher tiefer als der andere.

Javor: Wieso? Ich habe doch heute überhaupt nicht über die Kultusgemeinde gesprochen. Also konnte ich dauernd respektvoll und wertschätzend argumentieren.

Menasse: Nicht einmal einen bösen Vorschlag für ein T-Shirt des Präsidenten haben wir vorgeschlagen.

Javor: Und wer mich kennt, weiß, wie ich gelitten habe.

* *dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.*



P.b.b. • Verlagspostamt 1030 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für Politik und Kultur
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Auflage: 4.400 Stück
Nächste Ausgabe: Dezember 2011

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Esteplatz 6/5, 1030 Wien

KONTAKT

Tel.: +43 (0)1 531 77-826
Fax: +43 (0)1 531 77-927
Mob.: +43 (0)676 566 85 23 (Gesine Stern)
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG

BA-CA (BLZ 12000)
Kto.-Nr. 08573 923 300
IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300
BIC = BKAUATWW

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Martin Engelberg, Jacqueline Godany (Fotos), Erwin Javor, Richard Kienzl (Artdirector), Helene Maimann, Eva Menasse (Berlin), Peter Menasse (Chefredakteur), Rainer Nowak, Axel Reiserer (London), Peter Rigaud (Fotos), Katja Sindemann, Danielle Spera, Michaela Spiegel (Paris), Thomas Szanto (Lektorat), Barbara Tóth (Chefin vom Dienst, stv. Chefredakteurin).

SATZ & LAYOUT

Wiener Zeitung GmbH, Wiedner Gürtel 10, 1040 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK

Leykam Druck GmbH&CoKG, Bickfordstraße 21, 7201 Neudörf

OFFENLEGUNG GEMÄß MEDIENGESETZ

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1030 Wien, Esteplatz 6/5
Obmann: Erwin Javor, Schriftführerin: Danielle Spera, Kassier: Sabine Bauer.

Grundsätzliche Richtung:

NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Die ganze Welt ist NU. Ein Beispiel? Nu, bitte:

A, vergnügt: „Nu?“ („Wie geht es Dir?“)

B, resigniert: „Nu.“ („Es ist mir schon besser gegangen.“)

A, erstaunt: „Nu?“ („Na geh, sag, was ist denn?“)

B, abwehrend: „Nu!“ („Es geht mir halt nicht so gut, aber mehr ist dazu nicht zu sagen.“)

A, akzeptierend: „Nu.“ („Okay, wenn Du nicht darüber reden willst, lasse ich Dich in Ruhe.“)

SIE SIND AN EINEM NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?

Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:

Österreich: Euro 10,00

Europäische Union: Euro 15,00

Außerhalb Europas: Euro 20,00

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN

Gesine Stern, Mob.: +43 (0)676 566 85 23

E-Mail: gesine.stern@nunu.at

VERTRIEBSSTELLEN IN WIEN

1010, Book Shop im Jüdischen Museum, Dorotheergasse 11

1010, Herder, Wollzeile 33

1010, Leporello am Stephansplatz, Singerstr. 7

1010, Leporello in der Burg, Dr.-Karl-Lueger-Ring 2

1010, Morawa, Wollzeile 11

1010, Tabak-Trafik, Hoher Markt 1

1030, Thalia, Landstraßer Hauptstraße 2a/2b

1040, Anna Jeller, Margaretenstraße 35

1060, Thalia, Mariahilferstraße 99

1090, Leporello, Liechtensteinstr. 17

1180, Hartliebs, Währinger Straße 122